

Beiträge zur europäischen Gegenwart

NEUE DEUTSCHE HEFTE

BERTELSMANN

Beiträge von:

Bernard v. Brentano, Fritz Max Cahén,
Iring Fetscher, Einar Halvid, Gerhart
Hauptmann, Bernt v. Heiseler, Hilde
Herrmann, Rudolf Krämer-Badoni, Ilse
Molzahn, Julius Overhoff, Frank Thieß,
Otto v. Taube, Simone Weil

HERAUSGEBER: PAUL FECHTER
UND JOACHIM GÜNTHER

HEFT **3** JUNI 1954

Verlagsort Gütersloh

JOHANN WOLFGANG GOETHE

Gesammelte Werke in sieben Bänden

Herausgegeben von Bernt von Heiseler. Jeder Band Ganzleinen 6,85 DM

Band I: *Einleitung des Herausgebers – Gedichte.* 21.–30. Tsd. 578 Seiten.
Band II: *Dramen. Götz von Berlichingen – Clavigo – Stella – Die Geschwister – Egmont – Iphigenie auf Tauris – Torquato Tasso – Die natürliche Tochter – Pandora.* 11.–20. Tsd. 587 Seiten.
Band III: *Faust (Faust I – Faust II – Urfaust) – Versepen. Reineke Fuchs – Hermann und Dorothea – Achilleis.* 11.–20. Tsd. 621 Seiten.
Band IV: *Die Leiden des jungen Werthers – Wilhelm Meisters Lehrjahre.* 11.–20. Tsd. 716 Seiten.
Band V: *Wilhelm Meisters Wanderjahre – Die Wahlverwandtschaften – Novelle – Kleine Prosa (Aus den Memoiren des Marschalls von Bassompierre – Das Straßburger Münster – Über den Granit – Erste Bekanntschaft mit Schiller – Unterredung mit Napoleon).* 1.–10. Tsd. 607 Seiten.
– *Am 15. Julierscheinen:* Band VI: *Dichtung und Wahrheit.* 1.–20. Tsd. 648 Seiten.
Band VII: *Reisen. Briefe aus der Schweiz – Italienische Reise (geklärt) – Kampagne in Frankreich.* 1.–20. Tsd. ca. 608 Seiten.

Unter den vielfachen Bemühungen deutscher Verleger, die Klassiker in neuem Gewand und neuer Auswahl herauszubringen und, den Zeitverhältnissen angepaßt, dafür neue und breitere Leserschichten zu gewinnen, darf man mit besonderer Anteilnahme auf eine neue siebenbändige Goethe-Ausgabe hinweisen, die der Bertelsmann Verlag soeben herausbringt und für deren Herausgabe der bekannte deutsche Dichter Bernt von Heiseler verantwortlich zeichnet. Der erste Band, der ausschließlich den Gedichten gewidmet ist, enthält auch eine Einleitung aus der Feder Bernt von Heiseler, in der über den Plan und die Anlage des gesamten Vorhabens Rechenschaft abgelegt wird. Aus dieser Vorrede entnehmen wir u. a., daß hier ausschließlich das rein dichterische Werk Goethes zur Ausgabe kommt, während die biographischen und wissenschaftlichen Werke nicht aufgenommen sind. Wir glauben, daß die neue Goethe-Ausgabe des Bertelsmann Verlages eine wirklich volkstümliche Ausgabe werden wird.

*Aus einer längeren Würdigung „Der literarische Fund“
im „Europäischen Kulturdienst“*

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Beiträge zur europäischen Gegenwart

Herausgegeben

von Paul Fechter und Joachim Günther

Juni 1954

C. BERTELSMANN VERLAG

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Paul Fechter und Joachim Günther

HEFT 3 — JUNI 1954

Gerhart Hauptmann – Frank Thieß, Winkelmann	163
Ilse Molzahn, Frühling. Gedicht	174
Elegie. Gedicht	174
Einar Halvid, Grottenprüche	175
Ilse Molzahn, Ode an den Ostwind	177
Bernard von Brentano, Victor Hugo und Deutschland	179
Simone Weil, Die drei Söhne Noahs und die Geschichte der Mittelmeerkultur	182
Ilse Molzahn, An die Verlassenen. Gedicht	190
Otto Freiherr von Taube, Totemistische Begegnung	191
Julius Overhoff, Aufbruch und atemloser Flug	195
Hilde Herrmann, Die drei Familien Curtius	208

BLICK IN DIE ZEIT

Fritz Max Cahén, Europa und der Pazifische Ozean	218
Iring Fetscher, Geistige Erfahrungen in Polen und anderswo	221
Rudolf Krämer-Badoni, Der produktive Verriß	224
Bernt von Heiseler, Sperare contra spem	229
. . . Simone Weil und wir	231
. . . Der Ostpreuße Rolf Lauckner	234
nn. Aus französischen Zeitschriften	236

SCHWARZES BRETT

Frank Thieß, Gerhart Hauptmanns „Winkelmann“ und das Problem seiner Bearbeitung	239
Notizen	240

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3.— DM; einzeln 3,50 DM.
Schriftleitung: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird
keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt
werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag: C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung: Mohn & Co GmbH Gütersloh.

Alle Rechte vorbehalten.

Winckelmann

Als sei vorzeitig der Frühling hereingebrochen, lag eine Schwüle über den Gärten des Palazzo Albani. Am offenen Fenster seiner Wohnung saß Winckelmann, eifrig schreibend oder ins Freie blickend. Ampelos, der Genius des Dionysos, jetzt der seine, trat lautlos hinter ihn und zupfte ihn an den feinen Härchen im Nacken. Der Gelehrte drehte sich um und gab Desiderio einen freundlichen Backenstreich. „Schaft, wirst du mit mir nach Deutschland gehen?“ fragte er.

Es erfolgte keine Antwort.

„Ja oder nein?“

„Mai, mai!“

Winckelmann betrachtete ihn eine Weile, ohne etwas zu sagen, stand auf und trat vor das offene Fenster. Ein Geistlicher ging langsamen Schrittes, als sei er im Gebet versunken, im Garten vorüber. Winckelmann blickte ihm nach. „Da ist er wieder“, sprach er vor sich hin, „der Jesuit Lazzarini.“ Sein Gesicht hatte sich verfärbt. Auf einen Ruf Desiderios drehte er sich um. Der Diener brachte ihm auf einem Bogen steifen Papiers einen dicken, dunklen Schmetterling.

„Ein Totenkopf“, sagte Winckelmann.

Ist mir dieser brummende, geflügelte Todesgeist im Abgrunde meiner Träume begegnet und aus dem Reiche des unteren in das des oberen Zeus nachgeflogen? Freilich wohl beauftragt vom unteren. Es liegt Magie in dem Tier, wenn anders es als Tier zu bezeichnen ist. Du bist ein geheimnisvoller Bote, dachte es fort in Winckelmann. Was du mir bringst, kann Warnung, aber auch Nachricht von einem unabwendbaren Ratschluß der Tyche sein: laß dich einmal genauer betrachten! Er beugte sich forschend über den Schmetterling.

Nun gut, sprach es in ihm, dein Brummen und Zittern hat etwas Lockendes. Du singst ein dionysisches Lied, mehr vom Tode vielleicht als vom Leben. Du umhüllst mich mit einer gefährlichen Phantasmagorie, voll von Gedanken der blitzenden Götter: unschwer zucken die einen so weit, daß man plötzlich ersehnt, was man eben gefürchtet; dann flögst du voran, und ich folgte willig in das allversöhnende Totenreich.

Noch wollte sich Winckelmann weiter versinnen, als sein körperlich naher Genius mit einem Schwung des harten Papiers den Totenkopf aus dem Fenster warf.

Er wollte schelten, brach aber über die dreiste Handlung Desiderios in ein befreites Lachen aus. Mochte sein Ampelos recht behalten und der trübe und giftige Dunst des Insekts weder Stätte noch Macht in seiner Umgebung besitzen.

Am folgenden Tag saß Winckelmann an der Tafel des Kardinals, der ein Gartenfest gab. Der November zeigte das Gesicht des Juni; an den dichten Rosenbüschen waren die Knospen aufgegangen, und der Oleander blühte, als habe die Natur vergessen, daß es Herbst geworden war.

Der greise Kirchenfürst präsiidierte einem Kreise von etwa dreißig Gästen, unter denen sich die einflußreichsten Personen des Kirchenstaats befanden. In seinem Purpurmantel, der weißen Perücke und dem Kardinalskäppi sah er wie eine dominierend-bedeutende alte Dame aus, die einem Manne – oder wie ein würdiger alter Mann, der einer Greisin glich. Sein faltiges Vogelgesicht mit den schwachsichtigen und funkelnd-beweglichen Augen zeigte sein hohes Alter nur in der pergamentenen und verwitterten Blässe der Haut, doch die Frische, mit der er aufmerksam die Unterhaltung verfolgte oder durch kurze Hinweise belebte, ließ einen ungealterten Geist erkennen. Vielleicht, daß er ein wenig müde war, wenn er sich in seinen Sessel zurücklehnte und den Blick über die fürstliche Halle schweifen ließ, über die Säulen von Porphy und Marmor und über das Grün des Parks, in dem antike Tempel standen, mit den herrlichsten Werken des Altertums geschmückt. Ein Reichtum ohnegleichen. Mit seinen Göttern und Göttinnen, der Pracht seiner Deckengemälde und der Fülle römischer Statuen in den Nischen der Portici war dieser Palast das kühnste Denkmal der Kunstliebe des großen Kardinals. Wer es sah, mochte freilich fragen, ob der Kirchenfürst sich auch in ähnlicher Weise mit Heiligenbildern umgeben habe. Darum hielt man ihn wohl in orthodoxen Kreisen des Vatikans für einen Mann, dessen Bildnis eher in den Höllensturz des Hieronymus Bosch als unter die Darstellung der Seligen gehörte.

Ein strenger Geist war in Rom erwacht, die lauernden Blicke der vertriebenen Jesuiten hatten nicht nur die Statuen römischer Kaiser, so des mörderischen Domitian, bemerkt, sie hatten, was ärger war, auch die heidnische Nacktheit der weiblichen und männlichen Antiken wahrgenommen. Der Camerlengo des Papstes und der heilige Vater selber hatten mit gütigen Verweisen und gespielter Sanftmut den Kardinal dahin gebracht, einer veränderten Stimmung nachzugeben. Er ließ die Schamteile seiner Antiken mit blechernen Feigenblättern bedecken. Ob diese Korrektur, zu der er sich auch nur schrittweise und keineswegs bei allen Meisterwerken herbeigelassen hatte, ihm selber behagte, mochte fraglich sein. Wie man ihn heute an der Tafel sah, bewegte er sich in den ihm gewohnten Formen einer voltaireschen Geistigkeit.

Das Tafelgespräch war lebhaft und allgemein, während Musik aus den Gärten hereinwehte. Dort wurden einem nach Hunderten zählenden festlichen Publikum Wein, Limonaden, Mandelmilch, feine Gebäcke und kalte Küche gereicht. Von dem, was man unter Politik verstand, wurde an der Tafel nicht gesprochen, obwohl der Jesuitengeneral und der Camerlengo des Papstes sich unter den Tischgästen befanden. Der General glänzte durch Leutseligkeit, und der Kardinal verstand es nicht minder, auf das schicklichste seine Abneigung gegen ihn zu verbergen. Dafür zeigte er sich freilich überaus freundlich zu Winckelmann, ihn gewissermaßen absichtsvoll vor anderen auszeichnend. Er wandte sich oft mit Fragen an ihn und sang sein Lob als Verwalter der vatikanischen Altertümer und Autor der „Monumenti“. Wollte er Winckelmann zu verstehen geben, daß er fest zu ihm hielt? Oder nur dem Feinde des Deutschen beweisen, daß er den Menschen vom großen Gelehrten zu trennen wisse und an diesem mit unvermindertem Wohlwollen hing, auch wenn er, Albani, sich innerlich zu einer strengeren Auffassung bekannt hatte?

Seiner Gewohnheit gemäß war Winckelmann wieder ganz vom Augenblick hingenommen, sein Freimut entführte ihn über die Grenzen der Vorsicht.

Aber was galten ihm Vorsicht und Bedacht inmitten geistiger Geselligkeit, deren Elemente er mit der Kunst des Virtuosen beherrschte! Vor ihm stand ein venezianisches Glas mit Wein, dessen Farbe sich im Purpur der Kardinalsmäntel wiederholte. Er wollte es zum Munde führen, doch die Hand, welche nach dem Glase griff, blieb in der Luft. Am Rande des Pokals hing ein dunkler Schmetterling, vielleicht derselbe Totenkopf, der gestern zu ihm ins Zimmer geflattert war.

Kardinal Torrigiani, dessen fülliges, ja mächtiges Gesicht Albani zugekehrt war, schien sekundenlang aus den Augenwinkeln das Gehabe des Deutschen aufzufangen, dennoch veränderte sich nichts an der maskenhaften Güte seiner Züge. Es nahm ohne Erstaunen wahr, daß Winckelmann den Schmetterling mit einem verlorenen Ausdruck anstarrte, den funkelnden Pokal emporhob und dem unruhig aufflatternden Falter nachsah, der sich gleich danach wieder am Glase niederließ. Er nickte zustimmend und gab, jedes Wort langsam und schwer abwiegend, Kardinal Albani zur Antwort: „Die Monumenti sind eine Bibel, freilich eine heidnische.“

Der Satz hatte Winckelmanns Ohr berührt, als habe es einen Schlag empfangen. Er duckte sich, schwieg aber, weil sein Gönner selbst dem Sprecher antwortete: „Da die Heilige Schrift eine Offenbarung Gottes ist“, begann Albani mit leiser Stimme, doch so genau artikulierend, daß man an der Tafel jedes Wort verstand, „da die Heilige Schrift eine Offenbarung Gottes ist, müßte unser Freund hier einer ähnlichen Offenbarung gewürdigt worden sein. Von wem? fragte ich. Von den Göttern? Gibt es sie? Nein. Da es sie nicht gibt, teurer Torrigiani, sind die Monumenti nur ein Werk des Menschengestes, freilich eines außerordentlichen, dem Gott die Gnade des Wortes verlieh. Oder wollten Sie leugnen, daß sie in einem klassischen Italienisch geschrieben wurden?“

Ehe sich Torrigiani zu einer Äußerung bequeme, sagte der Jesuitengeneral rasch, als wünsche er von vornherein jede andere Meinung aus dem Wege zu räumen: „Ein besseres wird in Rom nicht gesprochen!“ Sein klangvolles Organ schallte ein wenig im hohen Raum, und der Kardinal schloß flüchtig die müden, schwachsichtigen Augen, als fühle er sich durch den allzu lauten Ton belästigt.

„Doch gerade diese ‚Gnade des Wortes‘“, fuhr der Jesuit fort, „die unserem hochverehrten Abbate von Gott verliehen wurde – verliehen, nicht geschenkt! –, ist, dünkt mich, in den Dienst einer gottlosen Sache gestellt worden. Wäre er des Wortes nicht mächtig, würde es seiner Einbildungskraft, deren Stärke wir bewundern, niemals geglückt sein, uns alle zu verzaubern und diesen olympischen Palast“, er wies mit einer edlen und weiten Geste über den schimmernden Saal, „aufzurichten wie einen Parnass, der Apollon und den Musen geweiht ist.“ Er hatte die Sätze heiter vorgebracht, sogar Winckelmann selber einen vergnügten Blick zugeworfen, ganz als wollte er das Gesagte nur scherzhaft aufgefaßt wissen.

Dem Kardinal war, wie auch den Gästen, die ein feines Ohr für die an Halbtönen reiche Sprache kirchlicher Würdenträger besaßen, der Sinn der Rede nicht entgangen. Er hob seine magere weiße Rechte leicht abwehrend und schloß sie zusammen, als zerdrücke er in der kleinen Faust das Geschloß seines Gegners. „Mein Teurer“, erwiderte er leise, „Sie haben vortrefflich

gesprochen. So ist es. Winckelmanno, dem selber ich sogleich das Wort geben werde, könnte über Ihr Lob erröten, wenn er nicht einen Tadel enthielte, den ich ungern vernehme. Er diene, als er mir dieses Haus errichten half, nämlich der Schönheit, nicht den alten Göttern. Und die Schönheit, obwohl meine schwachen Augen sie nur noch schattenhaft in den Resten der antiken Wunderwerke wahrzunehmen vermögen, sehe ich überall in der Welt. Auch diese Bildwerke, welche Ihnen anstößig erscheinen, weil des Künstlers Auge sie der Natur nachbildete, sind nur ein Teil jener Schönheit, die Gott in seiner gnadenvollen Langmut uns erkennen ließ, um das Häßliche der Welt, ihre Lüge, zu verbergen. Immer und je war die Schönheit für den Schauenden ein Geschenk Gottes. Vergeben Sie es den Alten, daß sie in ihrer Unwissenheit die Schönheit in dem Adel des menschlich-göttlichen Leibes erblickten, nicht im Geiste einer uns offenbaren Wahrheit. Indem sie die Quelle der Schönheit bei den Göttern suchten, mußten sie wissen, daß diese, nicht die Menschen, sie geschaffen hatten. Das ist ein frommes Wissen! Darum, mein Freund, gereicht es uns nicht zur Unehre, wenn wir in den Bildwerken der Griechen das Göttliche rühmen, das die Hand ihrer Meister führte. Und“, er drehte sich langsam mit einem müden Lächeln seiner greisenhaft-schmalen Lippen zu Winckelmann, „auch den rühmen, dem Gott die Macht gab, dies uns zu verkünden.“

Kardinal Albani trank und sank wieder in seinen Sessel zurück. Man mochte glauben, daß es ihm vollkommen gleichgültig, ja sogar höchst unerwünscht sei, zu erfahren, ob der Jesuit seine Rede verstanden hatte. Über die mit unzähligen Runzeln bedeckten Züge legte sich eine sie verhüllende Starre, und da seine Lider halb die Augen bedeckten, konnte man den Eindruck gewinnen, der Greis wolle schlafen.

Nur Winckelmann, der die Physiognomie seines Gönners über ein Jahrzehnt hin nicht weniger studiert hatte als die Gesichter der Antiken, wußte, daß der Kardinal mit äußerster Wachsamkeit auf die Stimmen an der Tafel lauschte und jederzeit bereit war, den schlaffen Bogen zu spannen, um den Pfeil auf seinen Feind abzuschnellen. Gleichwohl hatte Winckelmanns Beunruhigung eher zu- als abgenommen. Daß allgemein die Gläser auf sein Wohl geleert wurden, daß auch der bigotte Kardinal Torrigiani ihm huldreich zulächelte, ließ ihn nur das Beklemmende einer Atmosphäre spüren, die unter wolkenlosem Himmel dem Druck des Schirokkos ausgesetzt war. Überall heitere, lächelnde, wohlwollende Gesichter, hinter denen er wie im Nebel undeutliche Zeichen erblickte. Doch aus demselben Nebel formten sich auch die ewigen Gestalten der Götter, deren steinerne Blicke auf ihn gerichtet schienen. Er atmete tief ein, um das Wort zu nehmen – hatte er nicht schon zu lange geschwiegen? –, aber in demselben Augenblick hörte er abermals die schön schallende Stimme des Jesuitengenerals, der dem Hausherrn widersprach, indessen damit nur das Ziel zu haben schien, die Gesellschaft zu erheitern.

„Alle Ihre olympischen ‚Götter‘, Eminenz, sollten, damit sie überhaupt erst dieser hohen Amtsbezeichnung würdig wären, einmal zur Beichte gehen, womöglich zum Heiligen Vater selbst, denn niemand sonst könnte sie absolvieren. Hätten wir es nicht schon gewußt, die Monumenti des hochgelehrten Abbate Winckelmanno würden uns darüber unterrichtet haben, zu welchem nichtsnutzigen Zwecken sie ihre ‚göttliche‘ Schönheit und ihre Gaben miß-

brauchten. Als Pluto oder Hades, der hochgeborene Bruder des Zeus, die Proserpina raubte, hatte die Dame vom Hermes bereits drei Kinder. Dabei war sie, Ihr verehrter Schützling wird es uns bestätigen, noch ein halbes Kind. Heikel ist also Hades nicht gewesen, man muß es ihm lassen. Dieser Hermes nun fährt in die Unterwelt, angeblich auf Befehl des Zeus, aber, wie ich vermute, aus anderen Motiven, denn er war, wie wir wissen, auch der Gott des Betrugs, ja sogar der Patron der Diebe. Kein Wunder! Hatte er doch schon als kleiner Bube seinem Bruder Apollon die Rinder gestohlen und ihn dann mit der von ihm erfundenen Lyra wieder versöhnt. Ein rechter Schwindler und Schnapphahn, dieser Hermes, aber – sehr schön! Die Schönheit war somit nicht der Ausgleich für die Lüge, sondern die Lüge verbarg sich im Mantel der Schönheit. Ein andermal sehen wir unseren Hermes in der Gestalt eines Widders, um die treue Penelope, des Odysseus' Strohwitwe, zu verführen. Daß es ihm nicht gelang, dürfen wir allein dem glücklichen Umstande zuschreiben, daß Penelope sich vielleicht in einen Gott, nicht aber in einen gemeinen Hammel verliebt hätte. Oder dieser Poseidon, den die Römer Neptun nannten – er lebte zwar im Wasser, aber trieb er es darum weniger toll? Unzählige Geliebte sind um ihn versammelt, Töchter und Söhne aus allerlei unzünftigen Verhältnissen, Tritonen, Sirenen, Nereiden, Telchinen, Psyllen und Doriiden. Oder schauen wir uns auf der Erde um: Faune, Satyrn, göttliche Lustknaben, rasende und betrunzene Bakchen, die mit Zähnen Tiere und Menschen zerreißen, viele häßlich, andere als schön gepriesen, doch darum nicht weniger entschlossen, einer allgemeinen Promiskuität zu huldigen. Sie nennen sich Götter oder Halbgötter, soweit sie Bastarde aus Göttern und Tieren oder Göttern und schönen Menschinnen waren, doch es ist mir nicht bekannt, daß diese über das adorable Freudenhaus mißvergnügt gewesen wären. Alkmene hatte es sogar fertig bekommen, Zwillinge von zwei Männern gleichzeitig zu gebären: den Herakles von Vater Zeus und den Iphikles von Amphitryon!“

„Lassen Sie sich von meinem Winckelmanno die Antwort geben“, sagte Kardinal Albani vergnügt, nachdem den Redner der lachende Beifall der Gäste belohnt hatte.

Winckelmann schien immer noch in die Betrachtung seines brummenden Schmetterlings versunken. Jetzt hob er den Kopf und verbeugte sich zum Kardinal hin. „Zwar die Hoffnung“, versetzte er, langsam jedes Wort abwägend, „den Herrn General der Gesellschaft Jesu gegen die Griechengötter milder zu stimmen, habe ich nicht. Ihn gar zu belehren, dazu fehlt mir als einem Laien der erleuchteten Geistlichkeit gegenüber durchaus der Beruf. Da aber Eminenz befehlen, muß ich gehorchen und versuchen, wenn auch nicht die Sünden der Götter, so doch ihre Existenz zu rechtfertigen.“

Kardinal Albani legte den Kopf lauschend zur Seite und schaute aus den Augenwinkeln unter den dichten weißen Brauen auf Winckelmann. Unverkennbar prägte sich in seinen Zügen eine Neugier aus, über der noch etwas von dem zynischen Lächeln lag, mit dem er die Anklagerede des Jesuiten-Generals aufgenommen hatte.

Zweifellos war es Winckelmanns Absicht, seine Antwort mit äußerster Vorsicht abzufassen. Es konnte ihm nicht mehr verborgen sein, wohin das Gespräch mit seinen faunistischen Bocksprüngen zielte und daß auch der Kardi-

nal, nachdem er ihn verteidigt, nunmehr das Tribunal verlassen hatte, um dem Angeklagten das entscheidende Wort zu geben. Während er bei den ersten Sätzen noch überlegte, wie wohl die Apologie am zweckmäßigsten zu führen wäre, vergaß er bald, wo er sich befand und wem er Rede stehen sollte. Nicht sich hatte er zu verteidigen, sondern eine Welt, deren Mächte stärker waren als sein Wille und über die er, zwar Kustos der Altertümer des Kirchenstaats, dennoch zugleich als ein Priester gesetzt war.

„Die Religion der Griechen“, begann er, „hat wie die meisten Religionen ein exoterisches und ein esoterisches Antlitz. Sie lebte im Sichtbaren, in der Fabel, in der Sage, in dem Pandämonium verworrener und krauser Bilder, aber sie lebte auch im Unsichtbaren, in der Ahnung und Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. So gab es gewiß im Volk der Griechen – wenn auch nicht in der Art des Herrn General – eine derbsinnliche Auffassung der Göttergeschichte, aus der sich die Phantasie der Rhapsoden und Poeten ihre Stoffe holte. Das Volk ist nun einmal – wie noch heute Bauern, Holzfäller, Landarbeiter – abergläubisch und dichterisch. Es denkt in Gestalten, es träumt in Bildern, es sucht die Wahrheit in blutigen Märchen, doch es kennt nicht Begriffe. Sokrates, obwohl er schon meisterlich in Begriffen dachte, stand noch im Bannkreis des Bildes. Platon, sein Schüler, schon nicht mehr. Wenn er von Zeus sprach, meinte er nicht mehr den Verführer der Danae, sondern den Gott, der den Menschen versucht. Alles, was wir aus Schilderungen der Griechenötter kennen und in Kunstwerken der Sprache besitzen, ist exoterisch, abergläubisch und märchenhaft. Ich habe in meiner Schrift über die Allegorie den Sinn dieser Sinnlichkeit zu deuten versucht. Lassen Sie mich, wenn ich Sie nicht langweile, darüber noch einige Worte sagen, und Sie werden einer Meinung mit mir darüber sein, daß der hochhehrwürdige General der Gesellschaft Jesu mit seinen Scherzen gar nicht die Götter Griechenlands meinte, sondern nur ihre verzerrten Abbilder, wie sie das gemeine Volk sah.

Der griechische Bauer, der griechische Fischer und Seefahrer, der Jäger, der Kolonist, der Krieger – sie sahen sich überall umgeben von der ins Maßlose gehenden zeugenden Kraft der Natur. Daher das Symbol des Phallus, in dem Sie den Reiz des Geschlechtlichen erkennen, während der Grieche ihn anders begriff: als Bild der immer sich erneuernden, unendlichen Samen des Lebens austreuenden Natur. Diese Natur an sich, auch in sich, hat er weder als sündhaft empfunden – denn er kannte keine Sünde, er kannte nur Schuld! –, noch sie mit Feigenblättern aus Blech verhüllt, denn er hatte Ehrfurcht vor allem, was mächtiger war als er selber und sich seinem Verstande verschloß. Und wenn ich sagte, er würde sich der Nacktheit geschämt haben, so müßte er ein solches Wort als Verleumdung empfinden, falls er mich noch hören könnte. Aber die Götter in diesem Raume sind ja taub, und ihre Augen erkennen uns nicht mehr.

Denken Sie an die große Mutterlauge, das Meer, und die ungeheure kreatürliche Welt, die es birgt. Es ist noch keinem Forscher gelungen, das Unendliche des Werdens und Vergehens seiner Wasserabgründe aufzuschließen. Die Lebewesen im Kleinsten und Größten – unzählbare Wunder ihrer Art, die Gottes nie endende, unbegreifliche Schöpferkraft erschuf –, sie pflanzen sich, gezeugt und weiterzeugend, fort, sie weben und wogen in fortdauernder, von Ewigkeit zu Ewigkeit wirkender Fülle. Etwas von diesem Geheimnis

sucht der von Bildern schwangere Geist der Alten mit seinen Tritonen, Nereiden und Sirenen zu enthüllen und festzuhalten. Die Allegorie ist, im weitläufigen Verstande, eine Andeutung der Begriffe durch Bilder und also eine allgemeine Sprache. Ihrer bedient sich der Genius der Kunst im Volke wie der begnadete Künstler. Jedes höherstehende Volk ist durch und durch dichterisch, und in freier Bewertung der Allegorie geht die Dichtkunst allem voran. Stumme Dichtung ist, wie Simonides sagt, auch die Malerei und, das setze nun ich hinzu, nicht minder die Bildhauerkunst. Unzweifelhaft hat man sogar eher Gedanken gemalt und mit den Händen in bildbaren Stoffen plastisch geformt, als niedergeschrieben. Auch wenn mündliche Erzählungen geschehener Dinge, die ja – wie solche nur erdachter Ereignisse – reine Phantasien sind, dem vorausgingen. Denn was wissen wir wirklich von dem, was ist! Und wenn wir Bericht geben, ist es nie das Sein selbst, von dem wir sprechen, es ist immer nur das Spiel unserer Phantasie mit dem, was wir für das Sein und für wahr halten. Auch wir leben in einer allegorischen Welt, die das wahre Sein nicht spiegelt, sondern verhüllt, nur scheuen wir uns, sie in Bildern zu erfassen. Wir lügen nicht in Mythen, wir lügen in Begriffen. Lassen Sie mich auch diese Behauptung noch wagen, Eminenz“, wandte sich Winckelmann an den Kardinal, immer dabei seinen Schmetterling anstarrend, „daß die sakrale Kunst der Griechen, und was wäre nicht sakral in ihr, nirgendwo eigentlich lüstern ist, wofür sie heute vielenorts gehalten wird. Weder Homer ist lüstern, noch ist es Hesiod, noch sind es die marmornen Götter und Göttinnen. Wüßten Sie mir ein Werk zu nennen, dessen Nacktheit unzweifelhaft die Absicht des Bildhauers zum Ausdruck brächte, den Beschauer sinnlich zu reizen? Mir scheint, die Griechen, welche ihre Götter alle nur denkbaren dummen Streiche begehen ließen, haben dies reineren Sinnes erdacht, als wir sie verstehen, denn sie meinten mit ihnen nicht Obszönitäten, sie suchten die Allgewalt des Göttlichen und ihrer unbegrenzten Fruchtbarkeit im primitiven Bilde ihrer Phantasie einzufangen. Ja, selbst gewisse, nach unseren Begriffen obszöne Vasenbilder zeigen Kultcharakter, sie wollen nicht grobsinnlich, sie wollen gleichnishaft verstanden sein. Es sind Allegorien des Allmöglichen, das sich bis in die dunklen Bezirke des Eros erstreckt.“

Winckelmann schien sich nach und nach völlig in seine Gedanken verloren zu haben. Er entließ sie aus sich wie ein Gespinst, in das er sich selber einhüllen wollte. Die Stirn gesenkt, hatte er vor sich hin gesprochen, halblaut, ohne die Stimme zu heben, und würde auch weitergesprochen haben, wenn niemand ihm gelauscht hätte. Doch die Stille an der Tafel war so groß, daß sogar die Diener es nicht wagten, die leeren Teller abzuräumen, und der Majordomus ihnen den Wink gab, mit dem Servieren des nächsten Gangs zu warten. Als nun Winckelmann aufblickte, sah er das Gesicht des Kardinals Stoppani vor sich und stutzte, weil er in den Zügen des greisen Kirchenfürsten einem Ausdruck tiefer Besorgnis begegnete. Doch der warnende Blick durchdrang nicht das hüllende Gespinst, er blieb wie ein Pfeil in ihm hängen.

Winckelmann sprach weiter: „Dieser Eros ist zwar mit dem, was der Christ Liebe nennt, nicht gleichen Sinnes, aber er ist, obwohl von anderer Art, niemals obszön, wie denn alles Lüsterne und Gemeine den Satyrn und Silenen zugewiesen wurde, nicht den Göttern, deren Sinnlichkeit man den zeugenden und empfangenden Mächten der Natur gleichsetzte. Dennoch ist

Eros nicht nur ein Lichtgott, sondern auch unermeßlich, weil er alles ergreift und durchdringt bis tief hinein in die Wildnis der Träume. Und eben in seiner Unermeßlichkeit ist er furchtbar. Denn niemand ist vor ihm sicher; er umfaßt Himmel, Erde und das Totenreich mit seiner Umarmung, und keiner vermag ihm zu entrinnen, nicht einmal der Weise, dem freilich allein gegeben ist, seine verzaubernde Kraft umzuwandeln in den geistigen Eros, dessen Berührung die Sinnlichkeit adelt und den von ihm ergriffenen Menschen zum Herrn über seine Gefahren macht. So verstand ihn Sokrates, wenn er ihn unsterblich nannte und in seiner herrlichen Rede auf Eros in Platons Gastmahl den Beweis führte, warum man die geistige Schönheit weit höher stellen müsse als die des Körpers. Der wahrhaft Liebende, sagte er, erkenne eines Tages das Schöne auch in Sitten und Gesetzen, er sähe ein, daß dies alles miteinander verwandt sei, weil alles Schöne in der Welt, das er vordem in einem einzelnen Wesen zu finden geglaubt, ihn nun auf ein Urschönes hinweise, von dem das einzelne nur abgeleitet sei. Das Urschöne zu erblicken, heiße aber, den rechten Weg der Liebe finden und so stufenweise immer fortzuschreiten von den schönen Körpern zu den schönen Erkenntnissen, bis man zu jener letzten gelange, der Erkenntnis der ewigen Wirklichkeit des Urschönen, um so am Ende das allein wesenhaft Schöne liebend sich zu eigen zu machen.“

„Diese Apologie möchte ich für eine Theologie halten“, erklang Kardinal Torrigianis Stimme, nachdem Winckelmann schwieg.

Der Gelehrte strich mit dem Mittelfinger der Rechten hauchzart über den Flügelrand des Insekts und gab ohne aufzublicken unlustig zur Antwort: „Mag sein, eine Theologie. Denn wir sprachen ja von den Göttern, deren Verteidigung man mir auferlegte. Über die Toten aber soll man Gutes reden“, setzte er mit einem gekünstelten Lächeln hinzu.

„Und wie steht es“, fragte Torrigiani, „mit der esoterischen Seite dieser sogenannten Religion? Wollten Sie nicht auch eine solche in ihr entdeckt haben?“

Das Gespräch war zum Examen geworden, Winckelmann konnte daran kaum zweifeln. Freilich schienen alle Examinatoren dem Prüfling nicht nur höchst wohlgesinnt zu sein, sie hatten auch den Wunsch, ihm jede Möglichkeit zu bieten, seine Anschauungen zu begründen, um dadurch zu erfahren, wie es um seine Seele bestellt sei. Denn seine Seele bedurfte des Schutzes, und dieser Schutz war um so notwendiger, je erleuchteter der Geist schien, der sich hier vor ihnen mit der Kühnheit des Verzweifelten enthüllte.

Die Kühnheit des Verzweifelten, der nur noch Auswege höchster Gefahr sah – es war wohl nicht allein Kardinal Albani, der seines Schützlings Lage so beurteilte. Auch der gütige Stoppani, auch Nolli, der große Gartenkünstler, und noch mancher andere an der Tafel wünschte in dieser Stunde, daß es Winckelmann glücken möge umzukehren, zurückzukehren in den Schoß der liebenden und verzeihenden Kirche.

Die Frage war gestellt, und der Gastgeber wußte, daß Winckelmann sich nicht scheuen werde, sie so zu beantworten, wie es ihm sein Gewissen vorschrieb. Es kam nicht mehr darauf an, des Mannes Rede angespannt zu achten, er kannte ihn zu tief, um nicht zu wissen, wie diese Antwort ausfallen mußte. Er hätte sie sogar selber geben oder auch das Gespräch unterbrechen können,

aber er war zu müde und überließ sich den Bildern, die vor seinem Geiste vorüberzogen. Der Greis sah sich als Knabe – kurzsichtig seit seiner Geburt –, dem man die antiken Marmorfunde, wenn er krank zu Bett lag, wie zur Umarmung neben ihn legte, damit er sie abschätzte und abtastete. So mußte sich in den mehr als sieben Jahrzehnten seines Lebens ein wunderliches, psychologisches Verhältnis zur Antike in ihm entwickelt haben, ein gleiches war wohl bisher in keinem Menschen Wirklichkeit geworden, nicht einmal in Winckelmann, dessen leuchtende Augen das Objekt erhellten wie Fackeln, während er es tastend und mit der Hellsichtigkeit des Halbblinden erfüllte. Dennoch war Winckelmann sein Blutsbruder, auch er in gleicher Leidenschaft der Antike verfallen. Er konnte den Deutschen nicht entbehren. Seine Kenntnisse nicht und nicht die Flamme seiner Begeisterung, an der er sich wärmte, wenn die Kühle seines hohen Amtes ihn frösteln machte, weil ihrer Unkörperlichkeit eine unirdische Wesenlosigkeit eignete. War Winckelmann ihm nicht noch mehr als ein Bruder? Er hatte Platons Gastmahl erwähnt, und der Kardinal mußte des Mythos von den ursprünglich vereinten und dann zerteilten Menschen gedenken, die, wenn sie in diesem Leben einander begegneten, nicht mehr voneinander lassen wollten.

Und er gedachte, wie nach göttlichem Ratschluß irgendwo oben in Deutschland ein epileptisches Kind zur Welt kam, dann zum bettelarmen Flickschuster wurde und mit einer Tuchmacherstochter die Ehe einging. Und wie der Schuhflicker mit seinem Weibe eine Hütte in einer kleinen Ortschaft mit Namen Stendal bewohnte, einen dunklen ebenerdigen Raum, in dem die Katze mit Ratten und Mäusen und das Flickschusterpaar mit dem Hunger kämpfte, einen Raum, welcher Werkstatt, Bettstroh und Küche vereinte. Und er dachte, wie nach eben diesem göttlichen Ratschluß ein armes Kind auf dem Strohsack zur Welt kam, das auf den Namen Johann getauft wurde, und dieses Häufchen Elend in Kälte, Sturm und Schnee, in Unwissenheit und bitterer Armut aufwuchs und doch die glanzvolle, brüderliche Hälfte des gewaltigen Kirchenfürsten in der ewigen Roma werden sollte.

Nie war dem Kardinal das Wunder menschlicher Entfaltung so erschauernd zum Bewußtsein gekommen wie in dieser Stunde, da sein seltsames zweites Ich vor den Mächtigsten des Kirchenstaats, aufgerufen zum Bekenntnis, das verkündete, was er, Albani, dachte, aber zu sagen nicht gewagt hätte. Auch würde man es ihm nie vergessen haben, während man es – vielleicht – dem großen Winckelmann vergab, sofern er innehielte und nicht weiterspräche. Aber er sprach weiter.

Tief in den hochlehnigen Gobelinsessel versunken, gedachte der Greis des Wunders, das in der Entwicklung aus winzigem Keime beschlossen lag, der Entwicklung des Genies vor allem, dessen Weg und Wirkung sich jedem Begreifen entzog. Wie diese Kreatur aus dem Winkel des Elends trat und jener Mann wurde, den Europa anstaute, wie alles schon im Kinde, ja im Säugling vorgebildet gewesen sein mußte, vorbestimmt zur geistigen Vollendung, wer wollte das verstehen, wer erklären?

Sein mattes Auge erfaßte undeutlich die Umrisse des Mannes, sein Ohr vernahm die edle, metallische Stimme, er lebte also, er war wirklich, nicht nur ein Traum oder ein Spiel seiner Einbildungskraft. Der Mensch, das Rätselhafteste aller Wunder der Schöpfung: er machte neben der tierischen eine nur

ihm zugehörige geistige Wandlung durch, statt der einfachen also eine doppelte, eine natürliche und eine künstliche im Namen bewußter Bildung. Diese Bildung umschließt die unnatürlichsten Dinge, Sprache, Schrift, Kunst, Wissenschaft und – Religion. Welche Begriffe! Welche realisierte Gestaltung einer schaffenden Phantasie in Dichtung, Kunst, Musik und in der Wissenschaft von der Natur! Überall welch ungeheuerer, anthropomorphe Inhalte! So wäre denn das Reinmenschliche nicht nur ein Übertierisches, es ist auch ein Übermenschliches.

Aber das Übermenschliche ist verwerflich, wenn es nicht dem lebendigen Gotte dient, dem einzigen, der niederstieg, litt, gekreuzigt wurde und wieder emporfuhr zu den Himmeln der lauterer Ewigkeit, die nur im heiligen Worte lebt und nicht in erhabenen Trümmern. Aus der Erde gegraben, bleiben sie Besitz der Erde, Besitz des Irdischen, den Schatten verfallen, unberührt vom Lichte der Seligkeit. Zweites brüderliches Ich, geboren in Armut auch du, nackt im Stroh, ein unschuldiges Kind, welcher glühende Stern stand über deiner Hütte? Wenn du es wagst, die Götter zu verkünden – wer wird dich noch retten können? Und wer würde mich noch retten können, wenn ich nicht den Schnitt vollzöge, mitten zwischen uns hindurch, mitten durch mich hindurch?

Der Kardinal strich sich mit der weißen, adrigen Hand über das runzelige Gesicht, als fege er das Gewölk der Gedanken fort; er hob den alten Adlerkopf, dessen Augen sein Opfer nicht mehr sahen, doch niederstoßend hätte er es zu jeder Stunde packen können, da er genau den Ort kannte, an dem es sich befand. Dennoch ließ er ihn gewähren, ließ ihm die Freiheit des Worts, die Freiheit des Tuns, und sofern er davongehen wollte, würde er ihn nicht halten, auch nicht zurückrufen, wenn er ihn verließ, und ihn brüderlich an sein Herz ziehen, wenn er wiederkehrte. Nur seine Hand mußte er von ihm nehmen und ihn Tyche überlassen, der Göttin auf der rollenden Kugel, der Unerforschlichen, welcher auch Cäsar vertraute – und die ihn verriet.

Über alledem hatte der Kardinal den Zusammenhang mit dem Gespräch an der Tafel verloren. Er glaubte, eine leichte Unruhe zu spüren, die seine Dienerschaft nutzte. Es wurden die köstlichen Früchte des Herbstes gereicht: Mispeln, Pfirsiche, Birnen, Trauben und frische Feigen. Vom Garten her klangen die Töne eines Flötenkonzerts in den Saal; undeutlich, halb verweht, mit einzelnen zarten Figuren in den hohen Lagen. Die Musik schien sich mit den Farben an der Tafel, dem Zinnoberrot der Kardinalsmäntel, dem Karmin des Weins, den gelben Rosen und dem satten Grün der Trauben zu vermischen, sie wurde zum Bild, und das Bild wieder löste sich in den Geist des Worts auf, der seine Strenge noch im Lächeln bewahrte. Wo es sich auf den Gesichtern fand, war es eher befremdend als heiter.

Kardinal Albani hatte sich rasch in Winckelmanns Rede hereingefunden. War sie bedenklich? Eher sonderbar, als spräche aus ihm ein fremder Geist, schien er doch den ganzen Olymp aus dem Menschenhaupt entwickeln zu wollen.

„Pallas ist aus der Stirn des Zeus entsprungen, und so könnte man im Haupte des Göttervaters das gemeinsame Haupt des großen griechischen Zeitalters sehen. Die Göttin der Weisheit als ihr Symbol ist zugleich Begriff und Personifikation. Auch Plutarch sieht im Mond einen Weltenkörper und die

Göttin Artemis. Im gleichen Sinne erlebte man den gesamten Kosmos als reale Erscheinung wie als überreale Wesenheit. Uns dünkt diese Betrachtung heute unverständlich, aber ihr liegt ein wunderbares Ahnen zugrunde, vor dem man Ehrfurcht haben sollte, das Ahnen um die Allbeseelung der Welt. Über die Brücke des Bewußtseins und dann des Begriffs kommt der Mensch zu sich selbst. Er gewinnt ein Wissen von sich, seinem Gliederbau, seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften, seinen Handlungen, seinen Irrtümern, seinen Hoffnungen. Er zieht diese Kenntnisse aus sich und aus andern, er wiederholt und glorifiziert sie in der Kunst. So gelangt er zu Gestalten, zu Göttern, in denen er, eben durch das höhere Vermögen der Kunst, wirklich Übernatürliches, Überirdisches einfängt, dessen Ausstrahlung er dann mit heiligem Schauer genießt. Damit wird ihm die Kunst zum Abbild der Allheit, und sie darf ihr nichts schuldig bleiben, nicht den Schatten und nicht das Licht. Doch Abbild heißt niemals Nachformen dessen, was man sieht, sondern dessen, was man als Sein hinter der zufälligen Gestalt ahnt. Aus Schatten und Licht entsteht alle Form. Auch das Blühen der Farben entfaltet sich aus dem Licht und dem Schatten, aus dem sonnenhaft Hellen und dem irdisch Finsternen. Wer das eine sieht, darf das andere nicht leugnen. Nun aber kommt ein mysteriöses Drittes zu Schatten und Licht; es ist nicht so leicht zu erkennen wie diese beiden, noch wie sie zu erklären. Es ist ein Schein, dessen Wesenheit zu genießen unsere fünf Sinne ohne einen sechsten göttlichen Sinn nicht fähig sind. Diese Dreieinigkeit sind Licht, Schatten und Schönheit. Schönheit, die das höchste Geschenk der wirkenden Gottheit ist, weil ihre dem Menschen unbegreifliche Weisheit sich in ihr offenbart.“

Die kühle Woge von Ernst, mit der die Worte des großen Gelehrten die Gesellschaft überfluteten, erzeugte eine stumme Verlegenheit. Man war betreten, und verstohlene Blicke streiften den Jesuitengeneral. Er hatte, während Winckelmann sprach, auf den Damast des Tisches geschaut und mit dem Brot in seiner Hand gespielt. Jetzt hob er langsam den Kopf, dessen Blässe allen auffiel, und schaute Kardinal Albani an.

Der Greis saß unbeweglich, seine Stirn in die Hand und den Arm auf die Sessellehne gestützt, und schien den Worten nachzulauschen oder zu erwarten, daß Winckelmann weitersprechen werde.

Doch kein Wort wurde laut, nur vom Garten her klangen die heiteren Weisen des Flötenkonzerts, etwas verwischt und verschwimmend, und wenn man die perlenden Skalen hörte, konnte man an das Gelächter eines Vogels denken.

Der Kardinal erhob sich schwerfällig und müde und gab das Zeichen zur Beendigung des Mahls.

Der Totenkopfschmetterling trieb jetzt auf der Perücke Winckelmanns schnarrend sein Wesen. Er griff nach ihm und warf ihn im Bogen fort.

Frühling

*Erde, du fließest wieder in Strömen.
Himmel, du blübest wieder voll Duft.
Ihr Vögel, zitternde Gäste meines Winters,
Stürzt wieder jubelnd in die Luft.*

*Du allein hast noch nicht begriffen,
Was es heißt, wenn diese Tage auferstehen,
Die verschüttet und versunken
Deine tote Brust so süß umwehen.*

*Tönt ihr wieder, Glücksschalmeien,
In der Tränenschleppe langer Spur? –
Laßt mich wachen, laßt mich beten,
Hirt' und Herde, Schaf und Schur.*

*Blende, Sonne, hoch dort oben
Nicht des schwachen Auges Blick.
Gib die Schleier zu der Feier
Ewiger Hochzeit mir zurück.*

Elegie

*O du mein Leben, das ich einmal trank,
Wie Quell und Wasser, Himmel, Meer und Luft,
Wobin bist du verweht, daß ich dich nie mehr finde,
Nie mehr der Rose aufgebrochenen Duft?*

*Du warst so schön wie sie, doch ach, der Liebe Abglanz trog
Dort, wo im dunklen Grund die Lust zerfällt in Schmerz. –
Wo find' ich dich, du All in meiner Brust,
Das die Gewißheit trug von Herz zu Herz?*

*Des leeren Raumes Schweigen bricht hernieder
Und beugt mich tief, die Stirn vermählt dem Staub. –
Es hat dich nie gegeben, murmeln Quellen, Meere, Lieder –
Und was du trankst, war Täuschung: Raub und Staub!*

Grottensprüche

Der Beifall derer, die dich lieben, wirbelt dich in den Tod.

Unwissenheit zu lernen ist unser hohes Ziel.

Der Schläfer im Theater rudert das Nachtschiff.

Die Hoffnung, eine Brüstung, über die wir lehnen, hinabstarrend in die lautlose Ebene des Ungewissen.

Das Schlafmittel schläft für uns. Unsere Wachheit steht daneben wie ein Glas Eingemachtes.

Der Traumpaß mit der Röntgenaufnahme meines Schädels auf der ersten Seite.

Der weiße Bart des Kindheitsgottes wächst in das Herz des alternden Menschen.

Reden will jeder, und auch sein Zuhören ist nur die Atempause für das Befestigen des Selbstgesagten.

Die erloschenen Augen der Toten sind schauend wie immer. Es war also kein Erwachen. Die Wohnungssuche geht weiter.

Die Steintafeln der Zehn Gebote bekamen einen Ausschlag, der sich abpflücken ließ wie Moos. Es war das Unmaß der Auslegungen.

Bröckelig wird, wer sich den Stößen der Erkenntnis aussetzt.

Im Schrei verzehrt sich die Angst wie das Öl in der Flamme.

Viele Dinge werden erfüllt, bevor das Auge das Erschaute über die Schwelle zieht.

Durch Ändern des Scheitels die Gedanken umlegen.

Emporgequält, hinabgequält, wieder emporgequält. Man bleibt, was man ist. Nur die Eigenschaften werden schneidend.

Erfahrung bremst nicht die nächste Heimsuchung. Sie bewerkstelligt sie.

Die Genußfähigkeit eines Zeitalters ist abzulesen an der Art, wie der Rand der Trinkgefäße auf die Lippen abgestimmt ist.

Die rasch Blickenden sind voll vom schnell vergehenden Geist.

Rinde ist geronnene Zeit am Alter der Bäume.

Die heruntergekommenen Landschaften – gezwungen sind sie, am Auto entlang ihr Sein zu entwickeln.

Der nach Gott rief, soll Asche bereit halten, um sich unkenntlich zu machen.

Die Erde der Sprache ist durchhöhlt von Gängen und Verstecken, darin Wörter zergangen sind, die nur noch die Ahnung ihres Abdruckes hinterlassen haben.

Eine Schlange aus Buchstaben liegt zusammengerollt zwischen meinen Augen. Reckt sie sich und kommt hervor, glitzert ihr Leib auf als Name aller Dinge.

Die Heimat, wenn du zu lange an ihr haftest, macht dich altern. Zu sehr an dich gewöhnt, vergißt sie dich unter ihren vielen Gewändern.

Der geschilderte Ort ist dein Paradies. Der erlebte deine Hölle.

Immer etwas Angefangenes liegen haben, hält den Geist frisch.

Die Kraft der Geräuschlosen erkennt man erst, wenn sie anfangen zu widerstehen.

Die lange Sache wickelt den ein, der sich mit ihr befaßt.

Der Sinnende durchschwimmt seine Brust.

Dem Ohnmächtigwerdenden gehen die eigenen Augen unter.

Brunnen und Bäume begründen ursprünglich das Wohlbehagen.

Reiche Leute und Aschenbecher werden um so schmutziger, je mehr ihnen zufällt.

Wenn ein mieser Bursche in Blüte steht, stört ihn keine Strafe der Götter.

Von denen du es am wenigsten erwartetest – sie wirst du versammelt finden als Gottes auserwählte Gäste.

Ahnung: – die nur im Dunkeln sichere Fledermaus.

Wer sich vor Übeln fürchtet, hat nie von Gott gekostet.

Die kleine Krankheit begrüße als Botin. Die große lade an den Tisch als einen Gast, der Ernstes zu sagen hat.

Die Zeit auf den Armbanduhren scheint kleiner als jene auf den Turmuhren.

Kapitelle können gerollt sein wie Pergamentdokumente, die dem Feuer zu nahe gekommen sind.

Der Blinde scheint in dem Hut zu lesen, den er vor sich hinstreckt.

Der gepflegte Esser speist die Spitzen der Gabel und wird satt davon.

Nichts ist zudringlicher als die müden Fliegen im Spätherbst, die uns ihren Tod ankleben.

Ob es nicht der Aufschrei ist, der das fallende Geschirr zerschlägt?

Mißtraue der Weisheit, die dich im kranken Beinhaus der Nacht anfiel.

ILSE MOLZAHN

Ode an den Ostwind

*Ostwind, du liebst mich nicht.
Und mir bangt vor dem glasklaren Morgen, der dich bringt,
Alle Tore geöffnet der Unendlichkeit.
Wind, der in der Nacht den Himmel aufriß
Und mich weckte,
Der, mit der Sterne Funkeln, in mein Herz drang,
Den schönen Traum zerschnitt,
Jene Lüge von Bewahrtsein und Vergessen.*

*Jetzt bist du hier, König des Ostens, der Weite.
Die Zweige beben und die Büsche wehen;
Reglos durchsichtig ist ein Meer von Blau über mir
Und die Ferne steht nackt und zitternd vor deiner Härte.*

Weshalb bringst du mir Botschaft von dort,
Wobin ich nicht denken mag –
Von dort wo die Wiege einst schwang,
In der ich geborgen lag?
Von dort, – wo mein Vaterhaus stand,
Das der Erde längst gleichgemacht ist, –
Von dort – wo die Blume im Feld
Meine kindlichen Hände zerpfückten?

Von dort bringst du Botschaft –
Und weiter von dort –
Wo die endlosen Schlachten geschlagen wurden,
Die Heere, die kampfmüden, auseinanderbrachen,
Und die Söhne fielen – wer weiß, wo sie liegen –
Du mußt es wissen, Wind!
Du hast sie mitbegraben.

Ihr Lied singst du heut noch,
Hoher, pfeifender Wind,
Und ihre Sprache sprichst du, Totenwächter der Helden.
Auf deinen schneidenden Flügeln trägst du sie wieder herbei.
Und legst sie von neuem in unsere Arme,
Die sie nicht mehr tragen können!

Erbarungsloser, den ich trotz allem liebe,
Weil du meine Wiege gesehen,
Mein Elternhaus, meine Heimat im einsamen Feld.
Du bliesest in mein Haar, daß es nach allen Seiten flammte,
Du küßttest meine nackten Sohlen
Mit dem brennendsten Kuß der Welt.

Ob, du erregender, herrlicher Wind aus dem Osten,
Dem ich mich hingab, Leben suchend und Leben umfangend.
Bist du wiedergekommen, um noch einmal mit mir zu tanzen,
Über das Stoppelfeld, barfuß, im kurzen Gewande?

Zerschneid mein Gesicht und zerreiß mir die Brust,
Wind aus dem Osten, ich will es dulden.
Wirf deine strenge Botschaft in mein Blut,
Daß es entbrenne vor Sehnsucht nach dem Vergangenen.
Ich will sie hören, wie du sie gehört hast,
Ich will sie tragen, wie du sie getragen hast,
Wind meiner Heimat,
Wind, wehender Wind, meiner Jugend, meiner Toten!

Victor Hugo und Deutschland

Victor Hugo war ein Dichter, und das heißt, er war ein Mensch, der nur mit offenen Augen meditieren konnte. Wie ein Tuchhändler oder ein Schneidermeister einen neuen Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger prüft, so mußte Hugo sehen, die Welt mit den Augen packen, um schreiben zu können. Er war ein vorzüglicher Beobachter, aber wahrscheinlich war seine Lust, sein Vergnügen am Beobachten nur die Folge, die andere Seite seiner enormen Sehfähigkeit. Einige Biographen haben Victor Hugo wegen seiner unermüdlichen Neugier getadelt, und es stimmt, politisch war er reichlich vielseitig. Solange die Bourbonen regierten, war er Anhänger der Bourbonen. Nach der Julirevolution ging er ins Lager des Julikönigtums über. Unter Ludwig Philipp, an dessen Hof der Dichter ein häufiger und gern gesehener Gast war, wurde er ein begeisterter Verehrer Napoleons und unterstützte die Kandidatur Louis Napoleons für den Posten als Präsidenten der Republik. Später fand er sich von Napoleon als Politiker nicht genügend beachtet, und der Staatsstreich, der Napoleon zum zweiten Kaiser der Franzosen machte, trieb Hugo ins Lager der radikalen Republikaner. Dort verhartete er fortan in unversöhnlichem Groll.

Der dänische Historiker Georg Brandes meinte, Hugos Leben sei als eine Art von Spiegel zu betrachten der Ereignisse, die Frankreich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durchmachte. Wie Dichter sehr oft, sei Hugo kein führender Geist gewesen, sondern ein Organ.

Das ist vielleicht richtig. Aber den letzten Satz würde ich anders formulieren. Victor Hugo war ein führender Geist, aber im Reiche des Geistes, und ein Organ der Poesie, nicht der Politik.

Auch Hugo von Hofmannsthal hat eine sehr lesenswerte Studie über Victor Hugo geschrieben, und in seiner süßen und für meine Ohren so überaus eindringlichen Sprache bemerkt er dort: „Dazu findet sich unter den Schreibern und Lesenden nur geringe Neigung, das Einfache höher zu schätzen als das Verworrene, und lieber nach Übereinstimmung zu fragen als nach Kontrasten. So konnte sich Victor Hugo zeit seines Lebens derer nicht erwehren, die ihm die Widersprüche seiner Gesinnung und die Sprünge seiner Entwicklung vorwarfen. Und er selber, indem er sie mit Heftigkeit abzuwehren suchte, blieb dennoch in einer ähnlichen Auffassung seiner selbst befangen. Nur erblickte er eine Läuterung da, wo die andern ein Herabkommen, und nannte Befreiung, was die andern als Abfall und Renegatentum bezeichneten. Vermag man aber dies alles aus einer gewissen Distanz zu sehen, so ergibt sich: es dürfe, wo das Wirken eines Dichters beurteilt wird, überhaupt nicht so gar viel von Gesinnungen und konsequenten politischen Überzeugungen gesprochen werden, sondern immer und durchaus nur von der Betätigung einer geistigen Kraft, der es, und dies ist das Wesen der künstlerischen Seelenkräfte, eben nur darauf ankommt, sich auszugeben, wobei sie ohne tiefes Bewußtsein der Inkonsequenz von einem Objekt aufs andere überspringt. In der Tat sehen wir das Publikum, die große, aufnehmende Menge,

solche Widersprüche mit äußerster Toleranz und Geduld hinnehmen und, in diesem Instinkte den Literaten sehr überlegen, nur das Positive und Harmonische beachten.“

So weit Hugo von Hofmannsthal.

Für mein Gefühl ist das größte Gedicht, das Hugo gelungen ist, sein Leben. In diesem Leben, einem langen und werkreichen Dasein, ist alles groß und harmonisch. Die Epoche, in welche dieses Dasein eingebettet war, war nicht nur das volle neunzehnte Jahrhundert, sondern auch der sanfte Ausklang des achtzehnten. Damals wurde das gesellschaftliche Leben, die Beziehung der Menschen zueinander, noch behütet von den großen und wohl-durchdachten Formen, welche Europa in den vorausgegangenen Jahrhunderten aufgebaut hatte. Die Menschen lebten noch in den Domen der Sitte und des gesicherten Herkommens, in deren Nischen das ganze Leben Platz hatte, Recht und Unrecht und die Sünde, von denen kein Menschenleben frei ist und das zu unserm Erdenleben dazugehört wie die Pausen der Krankheiten, die unsern Körper anfallen, und der Übergang des Todes.

Victor Hugo hatte neben seiner Frau eine Geliebte, die Schauspielerin Juliette Drouet, und als er nach dem Staatsstreich Napoleons III. Frankreich verließ und ins Exil ging, folgte ihm Juliette zuerst nach Belgien und später auf die englische Kanalinsel Guernsey. Hugo, der sein Leben lang ein reicher Mann war, lebte in einem großen Haus, Juliette in einem kleinen Häuschen, das in der Nähe lag. So gingen zehn Jahre ins Land, als am Weihnachtsabend 1864 Frau Hugo einen kleinen, den ersten!, Brief an Juliette Drouet schrieb. Er lautete: „Gnädige Frau! Wir feiern heute Weihnachten. Weihnachten ist das Fest der Kinder und folglich auch das der unsern. Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie unserer kleinen Feier beiwohnen wollten, die ja auch eine Feier Ihres Herzens ist.“

So lautete die erste Einladung, die Juliette in das Haus des Mannes erhielt, dem sie ihr Leben geweiht und ihre Existenz als Schauspielerin geopfert hatte.

Aber Juliette besaß den Takt, zu verzichten, und ich gestehe, daß ich die kleine und so überaus höfliche Antwort, die sie noch am gleichen Tag an Frau Hugo schrieb, ebenso bewundere wie die größten und besten Prosa-seiten, die Victor Hugo jemals gelungen sind.

Juliettes Antwort lautete: „Sie sind es, Madame, die mir das Fest bereitet. Ihr Brief ist eine sanfte und großmütige Freude, die mich tief rührt. Sie kennen meine einsamen Gewohnheiten, und Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich mich heute mit dem Glück Ihres Briefes begnüge. Dieses Glück ist groß genug. Gewähren Sie mir, daß ich im Schatten bleibe, um Sie zu segnen, während Sie Gutes tun. Herzlich und sehr ergeben Juliette Drouet.“

In jenen Jahren schrieb Victor Hugo ein Buch über Shakespeare, das er zum Dank für das ihm gewährte Asyl England widmete. Eine deutsche Übersetzung erschien 1864 in Leipzig, und ich gestehe, daß ich oft und gern in ihren Seiten blättere. Hugos Buch ist nicht das, was wir heute eine wissenschaftliche Biographie nennen, obgleich das Buch keineswegs unwissenschaftlich ist und auf sorgfältigen Studien beruht. Hugos Buch ist ein gewaltiger Monolog eines Dichters über einen Dichter, eine geistvolle und glühende Rede.

Ehe sich Hugo an die Arbeit machte, saß er mit seinem Sohn am Strand von Guernsey und betrachtete das Meer. Plötzlich fragte der Sohn den Vater:

„Was meinst du vom Exil?“

„Es wird lange dauern.“

„Wie denkst du es auszufüllen?“

Der Vater antwortete: „Ich werde das Meer betrachten.“

Es folgte eine Pause. Dann fragte der Vater: „Und du?“

„Ich“, antwortete der Sohn, „ich werde Shakespeare übersetzen.“

Und so geschah es. Hugos Sohn machte sich an eine Übersetzung der Werke Shakespeares, und der Vater schrieb ein Buch über den großen englischen Dramatiker. Aber wie es Dichtern geht, manchmal kam Hugo ins Träumen, und dann spricht er von Griechenland und dessen Dichtern oder von den Propheten des Alten Bundes oder von Deutschland.

„Deutschland“, so meditiert er, „Deutschland ist das Indien des Abendlands. Alles hat Raum darin und alles ist darin enthalten und vorhanden. Karl den Großen teilt es mit Frankreich, Shakespeare mit England. Es hat einen Olymp, die Walhalla. Es wollte eine eigene Schrift haben, Ulfilas schuf sie, und die gotische Schrift steht nun ebenbürtig neben der arabischen. Der Anfangsbuchstabe eines Missals ist so phantasiereich wie die Unterschrift eines Kalifen. Deutschland ist die Großmutter unserer französischen Geschichte und die Urmutter unserer Legenden...“

In der Poesie hat Deutschland sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Die Musik ist – man gestatte dies Wort – der Duft der Kunst. Sie verhält sich zur Poesie wie das Träumen zum Denken, wie der Ozean der Wolken zum Ozean der Wogen. Die Musik ist das Wort Deutschlands. Der Choral Luthers ist gewissermaßen eine Marseillaise. Die Liedermusik ist ein Teil des deutschen Lebens. Der Gesang ist für Deutschland ein Atmen. Da nun die Note die Silbe einer Art von Universalsprache ist, so setzt sich Deutschland mit dem Menschengeschlecht durch die Harmonie in Verbindung, und das ist ein bewunderungswürdiger Anfang der Einheit und Einigung. Aus dem Meere steigen die Wolken, welche im Regen die Erde befruchten, aus Deutschland kommt die Musik, welche die Herzen bewegt.

So kann man sagen: die größten Dichter Deutschlands sind seine Komponisten, jene Wunderfamilie, an deren Spitze Beethoven steht.

Der große Pelasger ist Homer, der große Hellene Äschylos, der große Hebräer Jesaias, der große Römer Juvenal, der große Italiener Dante, der große Engländer Shakespeare und der große Deutsche Beethoven.“

Die schöne Stelle, aus der ich ein paar Abschnitte zitiert habe, ist in Wirklichkeit, im Originaltext bedeutend länger, bedeutend umfangreicher. Aber ich glaube, ich habe die kräftigsten Abschnitte ausgewählt. Ich finde, man kann sie anhören, wie man im Museum ein schönes Bild betrachtet, träumend und sinnend, beglückt dort von der Harmonie der Farben, hier von dem edlen Gesang dieser edlen Prosa.

Die drei Söhne Noahs und die Geschichte der Mittelmeerkultur

Was die Überlieferung von Noah und seinen Söhnen berichtet, wirft ein helles Licht auf die Geschichte der Mittelmeerkultur. Nur muß man davon abstreichen, was die Hebräer aus Haß hinzugefügt haben. Man erkennt auf den ersten Blick, daß ihre Auslegung der Tradition selber fremd ist, denn sie legen Cham ein Vergehen zur Last und lassen den Fluch auf einen seiner Söhne mit Namen Kanaan fallen. Die Hebräer rühmten sich, unter der Führung Josuas in dem Gebiet von Kanaan zahlreiche Städte und Völkerschaften völlig ausgerottet zu haben. Wer seinen Hund ersäufen will, beschuldigt ihn der Tollwut. Wer ihn ersäuft hat, noch mehr. Der Aussage eines Mörders gegen sein Opfer kann keinerlei Beweiskraft zukommen.

Japhet ist der Urvater der Nomadenvölker, in denen man die wieder-erkannt hat, die wir die Indo-Europäer nennen. Sem ist der Urvater der Semiten, Hebräer, Araber, Assyrier und anderer; diesen rechnet man heute auch die Phönizier zu, auf Grund linguistischer Erwägungen, die nichts beweisen; einige, welche keine Rücksicht gegen die Toten kennen, die alles dulden müssen, und welche die Vergangenheit nach ihren augenblicklichen Absichten ummodellern, setzen sogar die Phönizier den Hebräern gleich. Die biblischen Texte enthalten keinen Hinweis auf eine Verwandtschaft zwischen diesen beiden Völkern, im Gegenteil. Man sieht in der Genesis, daß die Phönizier von Cham abstammen. Das gleiche gilt für die Philister, die man heute als Kreter und folglich als Pelasger ansieht; für die Einwohner von Mesopotamien vor der semitischen Einwanderung, das heißt offensichtlich die Sumerer, von denen später die Babylonier ihre Kultur übernahmen; für die Hethiter und endlich für die Ägypter. Die gesamte Mittelmeerkultur, die den geschichtlichen Zeiten unmittelbar vorausliegt, stammt von Cham als ihrem Urvater ab. Diese Liste umfaßt sämtliche Kulturvölker.

In der Bibel heißt es: „Der Ewige sah, daß alles Dichten und Trachten des menschlichen Herzens nur böse war immerdar . . . und es bekümmerte ihn.“ Aber da war Noah. „Noah war ein Gerechter und ohne Tadel zu seinen Zeiten und führte ein göttlich Leben.“ Vor ihm waren, seit es Menschen gab, nur zwei Gerechte gewesen: Abel und Henoch.

Noah rettete das Menschengeschlecht vor dem Untergang. Eine griechische Überlieferung schreibt diese Wohltat dem Prometheus zu. Deukalion, der Noah der griechischen Mythologie, ist ein Sohn des Prometheus. Das gleiche griechische Wort dient zur Bezeichnung der Arche des Deukalion und, bei Plutarch, des Schreines, in den der Leichnam des Osiris verschlossen wurde. Die christliche Liturgie setzt die Arche Noah zu dem Kreuz in Beziehung.

Wie Dionysos pflanzte Noah, augenscheinlich als erster, den Weinstock. „Er trank seines Weines und ward trunken, und er deckte seine Nacktheit auf inmitten seines Zeltes.“ Der Wein findet sich auch, zusammen mit dem Brot, in den Händen jenes Melchisedek, Königs der Gerechtigkeit und des Friedens, Priesters des höchsten Gottes, dem Abraham sich unterwarf, indem

er ihm den Zehnten entrichtete und seinen Segen empfing. Mit Bezug auf diesen heißt es in einem Psalm: „Der Ewige sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten . . . Du bist Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedeks“; und ebenso bei Paulus: „König des Friedens, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Geschlecht, und hat weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens, verglichen dem Sohne Gottes, und bleibet Priester immerdar.“

Den Priestern Israels hingegen war der Wein beim Gottesdienst verboten. Christus aber, vom Beginn bis zum Ausgang seines öffentlichen Lebens, trank Wein unter den Seinen. Er vergleicht sich dem Weinstock, der symbolischen Wohnstatt des Dionysos in den Augen der Griechen. Sein erstes Werk war die Verwandlung des Wassers in Wein; sein letztes die Verwandlung des Weines in Gottes Blut.

Noah, trunken vom Wein, war nackt in seinem Zelt. Nackt wie Adam und Eva vor dem Fall. Das Verbrechen des Ungehorsams weckte in ihnen die Scham ihres Leibes, aber mehr noch die Scham ihrer Seele. Wir alle, die wir an ihrem Vergehen teilhaben, haben auch teil an ihrer Scham und achten wohl darauf, daß unsere Seele stets bedeckt sei von dem Gewand der fleischlichen und sozialen Gedanken; wenn wir es für eine kurze Weile ablegten, wir müßten vergehen vor Scham. Dennoch wird man es eines Tages fahrlassen müssen, wenn man Plato Glauben schenkt, denn er sagt, daß alle gerichtet werden und daß die toten und nackten Richter mit der Seele selbst die Seelen selber, alle tot und nackt, betrachten. Nur einige vollkommene Wesen sind schon hienieden und zu ihren Lebzeiten gestorben und nackt. Zu diesen gehörten der heilige Franziskus von Assisi, dessen ganzes Sinnen unaufhörlich auf die Nacktheit und Armut des gekreuzigten Christus gerichtet war, der heilige Johannes vom Kreuz, der nichts auf Erden begehrte außer der geistigen Bloßheit. Aber sie ertrugen ihre Nacktheit, weil sie trunken waren von Wein; trunken von dem Wein, der alle Tage auf dem Altar fließt. Dieser Wein ist das einzige Heilmittel gegen die Scham, die Adam und Eva ergriff.

„Cham sah seines Vaters Nacktheit und ging hinaus, es seinen beiden Brüdern anzuzeigen.“ Diese aber wollten sie nicht sehen. Sie nahmen eine Decke und, rücklings schreitend, bedeckten sie die Blöße ihres Vaters.

Ägypten und Phönizien sind Töchter Chams. Herodot, dessen Aussage durch viele Überlieferungen und Zeugnisse bestätigt wird, sah in Ägypten das Ursprungsland der Religion und in den Phöniziern deren Vermittler und Verbreiter. Die Hellenen empfingen ihr ganzes religiöses Denken von den Pelasgern, die ihrerseits fast alles über die Phönizier von Ägypten empfangen hatten. Auch eine wunderbare Seite bei Ezechiel bestätigt diese Behauptung des Herodot, denn dort wird Tyrus dem Cherub verglichen, der den Baum des Lebens in Eden hütet, und Ägypten dem Baum des Lebens selbst – diesem Baum des Lebens, dem Christus das Himmelreich verglich und dessen Frucht Christi Leib selbst war, am Kreuze hangend.

„Mache eine Wehklage über den König zu Tyrus und sprich zu ihm: . . . Du warst das Siegel der Vollkommenheit . . . Du warst in Eden, dem Lustgarten Gottes . . . Du warst der schirmende Cherub der Erwählung . . . Inmitten der feurigen Steine wandeltest du. Du warst unsträflich in deinem Tun von dem Tage, da du geschaffen warest, bis Missetat in dir erfunden ward . . .“

„Sprich zu dem Pharaon: ... Wem bist du zu vergleichen? ... Er war ein Zedernbaum von schönen Ästen ... Sein Wipfel reichte hinaus über die Wolken. Die Wasser machten, daß er so groß ward. Alle Vögel des Himmels nisteten auf seinen Ästen, und alle Tiere des Feldes hatten Junge unter seinen Zweigen; und unter seinem Schatten wohnten alle großen Völker. Er war sehr schön in seiner Größe, wegen der Länge seiner Wurzeln, denn seine Wurzeln hatten viel Wassers ... Kein Baum in dem Garten Gottes war ihm zu vergleichen an Schönheit ... Und es neideten ihn alle Bäume Edens, die da wuchsen in dem Garten Gottes ... Ich habe ihn verstoßen. Sie haben ihn gefällt, die Fremden, die Gewaltigsten unter den Völkern, und haben ihn hingestreckt ... Auf seinem gestürzten Stamm wohnten alle Vögel des Himmels ... Ich machte ein Trauern über ihn; und seinethalb bedeckte ich die Quelle der Tiefe ... Und ich verfinsterte den Libanon um seinetwillen.“

Wenn sich die großen Völker doch nur noch im Schatten dieses Baumes befänden! Niemals seit den Ägyptern hat man anderswo Ausdrücke von einer ebenso herzerreißenden Sanftheit für die übernatürliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit gegenüber den Menschen gefunden.

Eine viertausendjährige Inschrift legt Gott die folgenden Worte in den Mund: „Ich habe die vier Winde erschaffen, auf daß ein jeder Mensch atmen könne wie sein Bruder; die großen Wasser, auf daß der Arme ihrer gebrauchen könne, wie auch sein Herr tut; ich habe jeden Menschen seinem Bruder gleich erschaffen. – Und ich habe ihnen geboten, daß sie nicht begehen sollten den Frevel, aber ihre Herzen haben aufgelöst, was mein Wort ihnen vorge-schrieben.“

Der Tod verwandelte jeden Menschen, den Reichen wie den Elenden, in einen Gott für die Ewigkeit, einen gerechtfertigten Osiris, wenn er zu Osiris sprechen konnte: „Herr der Wahrheit, ich bringe dir die Wahrheit. Ich habe das Böse vernichtet um deinetwillen.“ Hierzu mußte er sagen können: „Ich habe niemals meinen Namen vorangestellt um der Ehren willen. Ich forderte nicht, daß man die Zeit der Arbeit verlängerte meinethalb. Ich habe keinen Sklaven strafen lassen durch seinen Herrn. Ich habe niemanden getötet. Ich habe niemanden hungern lassen. Ich habe niemandem Furcht eingejagt. Ich habe niemanden zum Weinen gebracht. Ich habe meine Stimme nicht herrisch gemacht. Ich habe mein Ohr nicht verschlossen gegen gerechte und wahre Worte.“

Das übernatürliche Mitleiden mit den Menschen kann nur eine Teilhabe an dem Mitleiden Gottes sein, welches die Passion ist. Herodot sah die geweihte Stätte, wo nahe bei einem Weiher, der mit einer steinernen Rundung eingefast war, alljährlich ein Fest gefeiert wurde, das die Ägypter Mysterion nannten und auf welchem sie die Leiden Gottes darstellten.

Die Ägypter wußten, daß es dem Menschen nicht gegeben ist, Gott zu schauen, außer in dem geopfertem Lamm. Vor etwa zwanzigtausend Jahren, wenn man Herodot glauben darf, wollte ein menschliches Wesen, das aber heilig und vielleicht göttlich war und das er Herakles nennt – der vielleicht mit Nimrod, dem Enkel Chams identisch ist –, Gott von Angesicht zu Angesicht schauen und bat ihn darum. Gott wollte nicht, aber da er dem Gebet nicht widerstehen konnte, tötete er einen Widder und zog ihm das Fell ab; dann hielt er sich das Haupt als Maske vor, bedeckte sich mit dem Vlies

und zeigte sich ihm so. Zum Andenken daran schlachtete man in Theben alljährlich einmal einen Widder und hüllte das Standbild des Zeus in dessen Fell ein, während das Volk trauerte. Danach wurde der Widder in einer heiligen Gruft bestattet.

Die Kenntnis und Liebe einer zweiten göttlichen Person, unterschieden von dem allmächtigen Schöpfergott und ihm doch wesensgleich, Weisheit und Liebe in einem, Ordner des ganzen Universums, Lehrer der Menschen, in sich durch die Fleischwerdung die menschliche Natur der göttlichen Natur vereinigend, leidender Mittler und Erlöser der Seelen – dies ist es, was die Völker im Schatten des wunderbaren Baumes von Chams Tochtervolk fanden.

Wenn dies der Wein ist, der Noah berauschte, als Cham ihn nackt und trunken sah, dann durfte er wohl die Scham verloren haben, die der Anteil der Söhne Adams ist.

Die Hellenen, Söhne Japhets, der sich geweigert hatte, Noahs Nacktheit zu sehen, waren unwissend, als sie den geheiligten Boden Griechenlands betraten. Das läßt sich aus Herodot und vielen anderen Zeugnissen erkennen. Aber bereits die ersten Ankömmlinge, die Achäer, tranken in vollen Zügen die Belehrung, die sich ihnen darbot.

Der Gott, der ein anderer als der höchste Gott und ihm doch wesensgleich ist, verbirgt sich bei ihnen unter einer großen Anzahl von Namen, die ihn unseren Augen nicht verhüllen würden, wenn uns das Vorurteil nicht verblendete; denn zahllose Berichte, Anspielungen und oft kaum verhüllte Winke deuten auf die Gleichwertigkeit all dieser Namen untereinander und mit dem des Osiris. Einige dieser Namen sind Dionysos, Prometheus, Eros, himmlische Aphrodite, Hades, Kore, Persephone, Minos, Hermes, Apollon, Artemis, Weltseele. Ein anderer Name, dem ein wunderbares Los zuteil werden sollte, ist Logos, Wort oder vielmehr Beziehung, Mittlerschaft.

Die Griechen besaßen auch die Kenntnis – die sie wohl ebenfalls von den Ägyptern übernommen hatten, denn eine andere Quelle gab es für sie nicht – von einer dritten Person der Dreieinigkeit, als einer Beziehung zwischen den beiden anderen. Sie erscheint überall bei Plato, und schon bei Heraklit; der von Heraklit inspirierte Zeushymnus des Stoikers Kleanthes führt uns die Dreieinigkeit vor Augen:

„... Dies ist die Kraft des Dieners, den du unter deinen unüberwindlichen Händen hältst,

Das Zweischneidige, Feurige, ewig Lebendige, der Blitzstrahl...

Durch ihn lenkst du gerade den Logos der Welt durch alle Dinge...

Er, der gewaltig Erzeugte, höchster König des Alls.“

Unter mehreren Namen, die alle dem der Isis entsprechen, haben die Griechen auch eine weibliche Wesenheit gekannt: eine immer unberührte jungfräuliche Mutter, nicht wesensgleich mit Gott und dennoch göttlich, eine Mutter der Menschen und der Dinge, eine Mutter des Mittlers. Plato spricht von ihr mit deutlichen Worten, wenn auch mit gedämpfter Stimme, voll Zärtlichkeit und heiliger Scheu, im *Timaios*.

Andere Völker, die von Japhet oder Sem abstammen, haben die Belehrung, die ihnen die Söhne Chams boten, zwar spät, doch sehr begierig aufgenommen.

Dies war bei den Kelten der Fall. Sie unterwarfen sich der Lehre der Druiden, welche ihrer Einwanderung in Gallien gewiß voraufliegt, denn diese

Einwanderung fand erst in späteren Zeiten statt, und eine griechische Überlieferung bezeichnete die Druiden Galliens als einen der Ursprünge der griechischen Philosophie. Der Druidismus muß also die Religion der Iberer gewesen sein. Das wenige, was wir von dieser Lehre wissen, läßt eine gewisse Verwandtschaft mit der des Pythagoras vermuten. Die Babylonier übernahmen die mesopotamische Kultur. Die Assyrer, dieses wilde Volk, blieben vermutlich fast taub. Die Römer waren völlig taub und blind für alles Geistige, bis zu jenem Tage, da sie mit der christlichen Taufe eine mehr oder minder menschliche Gesittung empfangen. Es scheint auch, daß die germanischen Völkerschaften erst mit der christlichen Taufe einen Begriff des Übernatürlichen empfangen. Doch muß man gewiß die Goten ausnehmen, dieses Volk der Gerechten, das vermutlich ebenso thrakischer wie germanischer Herkunft und mit den Goten verwandt war, jenen Nomaden, die ein unbezähmbares Verlangen nach der Unsterblichkeit und der anderen Welt trugen.

Israel setzte der übernatürlichen Offenbarung eine Weigerung entgegen, denn es bedurfte keines Gottes, der zu der Seele im Verborgenen spricht, sondern eines in der Volksgesamtheit gegenwärtigen Nationalgottes und eines Schutzgottes im Kriege. Es wollte die Macht und den Wohlstand. Trotz ihrer häufigen und langdauernden Berührungen mit den Ägyptern konnte der Glaube an Osiris, an die Unsterblichkeit, an das Heil, an die Gleichwerdung der Seele mit Gott durch die Liebe bei den Hebräern keinen Eingang finden. Diese Weigerung ermöglichte die Tötung Christi. Nach dessen Tod dauerte sie fort in der Zerstreuung und endlosem Leiden.

Dennoch empfing Israel zuweilen einige Erleuchtungen, auf Grund deren das Christentum von Jerusalem seinen Ausgang nehmen konnte. Hiob war ein Mesopotamier und kein Jude, aber seine wunderbaren Worte stehen in der Bibel; und dort gemahnt er an den Mittler in jenem höchsten Amt eines Schiedsrichters zwischen Gott selbst und dem Menschen, das Herodot dem Prometheus zuschreibt.

Daniel, der erste unter den Hebräern, dessen Geschichte nicht mit irgendwelchen Greueln befleckt ist, wurde während des Exils in die Weisheit der Chaldäer eingeweiht und war der Freund der medischen und persischen Könige. Die Perser, berichtet Herodot, scheuten jede menschliche Darstellung der Gottheit, aber sie verehrten neben Zeus die himmlische Aphrodite, die sie Mithra nannten. Man darf annehmen, daß es diese ist, die in der Bibel unter dem Namen der Weisheit erscheint. Während des Exils fand auch die Vorstellung des leidenden Gerechten Eingang in Israel, die wohl aus Griechenland, aus Ägypten oder anderswoher zu ihm gelangt war. Später wurde Palästina für eine Weile von dem Hellenismus überflutet. Diesem allem ist es zu danken, daß Christus Jünger haben konnte. Welch einer langen Zeit aber, wie vieler Geduld und Klugheit bedurfte er, um sie zu bilden! Indes der Eunuch der Königin von Äthiopien, jenes Landes, das in der Ilias als das von den Göttern erkorene erscheint, wo man nach Herodot einzig den Zeus und den Dionysos verehrte und wohin die griechische Mythologie, ebenfalls nach Herodot, die Zufluchtsstätte verlegte, an welcher Dionysos als Kind verborgen und behütet wurde – indes dieser Eunuch nicht der geringsten Vorbereitung bedurfte. Sobald er den Bericht von dem Leben und Sterben Christi vernommen, empfing er die Taufe.

Das römische Reich war damals wirklich dem Götzendienst ergeben. Der Götze war der Staat. Dem Kaiser wurden göttliche Ehren gezollt. Da alle übrigen Formen des religiösen Lebens dieser einen untergeordnet waren, vermochte keine von ihnen sich über den Götzendienst zu erheben. Alle Druiden Galliens wurden ohne Ausnahme niedergemetzelt. Die Anhänger des Dionysos wurden getötet und in den Kerker geworfen; und zwar beschuldigte man sie der Ausschweifung, was als Motiv wenig wahrscheinlich klingt in Anbetracht der zahllosen öffentlich geduldeten Ausschweifungen. Man verfolgte die Pythagoreer, die Stoiker, die Philosophen. Übrig blieb wirklich nur der Götzendienst in seinen niedrigsten Formen, und so traf es sich, daß die Vorurteile Israels, die die Christen von ihm übernommen hatten, ihre Bestätigung fanden. Die griechischen Mysterien hatten schon seit langem jede höhere Würde eingebüßt, und die aus dem Orient importierten Geheimkulte vermittelten beinahe ebensoviel an echtem Gehalt wie heutzutage die Glaubenslehren der Theosophen.

So konnte die falsche Vorstellung vom Heidentum sich Glauben verschaffen. Wir machen uns nicht klar, daß, wenn heute die Hebräer der Blütezeit unter uns wieder aufstünden, ihr erster Gedanke der wäre, uns insgesamt, bis auf die Kinder in der Wiege, als Götzendiener niederzumetzeln und unsere Städte dem Erdboden gleichzumachen. Sie nannten Christus einen Baal und die Heilige Jungfrau eine Astarte.

Ihre Vorurteile, die die Substanz des Christentums selbst durchsetzt haben, haben Europa entwurzelt; haben es von seiner tausendjährigen Vergangenheit abgeschnitten; haben eine undurchdringliche und unübersteigbare Scheidewand zwischen dem religiösen und dem weltlichen Leben errichtet, da dieses sein ganzes Erbe der sogenannten heidnischen Zeit verdankt. Das derart entwurzelte Europa hat sich späterhin noch mehr entwurzelt, indem es sich in weitem Ausmaße von der christlichen Überlieferung selber trennte, ohne irgendein geistiges Band mit der Antike wiederanknüpfen zu können. Noch ein wenig später ist es in alle übrigen Erdteile hinausgegangen, um auch diese ihrerseits mit Hilfe der Waffen, des Geldes, der Technik, der religiösen Propaganda zu entwurzeln. Und heute darf man vielleicht behaupten, daß der gesamte Erdball entwurzelt und seiner Vergangenheit beraubt ist. Und dies darum, weil das Christentum in seinen Anfängen sich nicht von einer Überlieferung zu trennen vermochte, die doch zu dem Mord an Christus geführt hatte. Christus aber hatte das Feuer seines Grimmes nicht gegen den Götzendienst geschleudert, sondern gegen die Pharisäer, die Werkmeister und Adepten der religiösen und nationalen Restauration des Judentums, die Feinde des hellenischen Geistes. „Ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis geraubt.“ Hat man je die Tragweite dieser Anklage erfaßt?

Da das Christentum in Judäa und unter der römischen Herrschaft entstanden war, trägt es gleichzeitig den Geist aller drei Söhne Noahs in sich. So hat man Kriege zwischen Christen sehen können, in denen der Geist Chams auf der einen und der Geist Japhets auf der anderen Seite war. Dies war der Fall in den Albigenserkriegen. Nicht umsonst findet man in Toulouse romanische Skulpturen von ägyptischem Stil. Wenn es aber geschehen konnte, daß der Geist der Söhne, die sich weigerten, an der Trunkenheit und Nacktheit Anteil zu haben, sich unter Christen fand, um wieviel mehr bei denen, die das

Christentum von sich weisen und offen die Decke Sems und Japhets wieder aufnehmen!

Alle die, welche einen großen oder kleinen, unmittelbaren oder mittelbaren, bewußten oder impliziten, aber authentischen Anteil an dem Wein des Noah und Melchisedek, an dem Blute des Christus haben, alle diese sind Brüder von Ägypten und Tyrus und sind aufgenommen in die Kindschaft Chams. Aber heutigen Tages erregen die Söhne Japhets und die Söhne Sems sehr viel mehr Lärmen in der Welt. Mächtig die einen, verfolgt die anderen; durch einen grimmigen Haß geschieden, sind sie dennoch Brüder und gleichen einander sehr. Sie gleichen sich darin, daß sie beide die Nacktheit ablehnen, beide des Kleides bedürfen, der Hülle des Fleisches und vor allem der kollektiven Wärme, welche das Böse, das jeder in sich trägt, vor dem Licht schützt. Dieses Kleid macht Gott harmlos, es gestattet, ihn unterschiedslos zu leugnen oder anzuerkennen, ihn unter falschen oder wahren Namen anzurufen; es gestattet, ihn bei seinem Namen zu nennen, ohne befürchten zu müssen, die Seele könnte durch die übernatürliche Gewalt dieses Namens verwandelt werden.

Erstreckt sich die Bedeutung der Geschichte der drei Brüder, von denen dem jüngsten, wie in allen Märchen, das wunderbare Abenteuer zuteil ward, auch über die Ufer des Mittelmeers hinaus? Das läßt sich nicht so leicht erkennen. Vielleicht aber darf man annehmen, daß die indische Überlieferung, deren innerstes Anliegen eine so erstaunliche Ähnlichkeit mit dem griechischen Geiste aufweist, wahrscheinlich nicht indo-europäischen Ursprungs ist; andernfalls hätten die Hellenen, als sie in Griechenland einwanderten, sie bereits besessen und nicht mehr nötig gehabt, alles zu lernen. Andererseits ist nach Nonnos von Indien zweimal die Rede in der dionysischen Überlieferung. Zagreus soll in der Nähe eines indischen Flusses mit Namen Hydaspes aufgezo-gen worden sein, und Dionysos soll einen Zug nach Indien unternommen haben. Im Verlauf dieser Fahrt soll er, nebenbei bemerkt, auf einen gottlosen König gestoßen sein, welcher, als Dionysos sich ohne Waffen südlich des Berges Karmel befand, sein Heer gegen ihn ausgesandt und ihn gezwungen haben soll, sich in das Rote Meer zu flüchten. Die Ilias spricht gleichfalls von dieser Begebenheit, doch ohne Ortsangabe. Handelt es sich um Israel? Wie dem auch sei, die Verwandtschaft zwischen Dionysos und Wischnu ist offenkundig, und Dionysos heißt auch Bacchus. Mehr läßt sich über Indien nicht sagen. Vermutlich läßt sich auch über das übrige Asien nicht mehr sagen, noch über Ozeanien, Amerika und das schwarze Afrika.

Aber für das Mittelmeerbecken liefert uns die Legende der drei Brüder den Schlüssel seiner Geschichte. Cham hat wirklich einen Fluch auf sich geladen, der ihm aber gemeinsam ist mit allen Dingen, allen Wesen, die ein Übermaß an Schönheit und Reinheit zum Unglück bestimmt. Viele Invasionen sind einander im Laufe der Jahrhunderte gefolgt. Immer waren die Eindringlinge Nachfahren jener willentlich blinden Söhne. Jedesmal, wenn ein Eroberervolk sich dem *spiritus loci*, der der Geist Chams ist, unterwarf und dessen Eingebung in sich trank, war die Folge eine Blüte der Kultur. Jedesmal, wenn es seine eigene stolze Unwissenheit vorzog, versank es in der Barbarei, und Finsternisse schlimmer als der Tod breiteten sich auf Jahrhunderte hin aus.

Möchte doch der Geist Chams bald wiederum erblühen an diesen Gestaden.

Addendum

Es gibt noch einen weiteren Beweis, daß Noah eine Offenbarung empfangen hat. Es heißt nämlich in der Bibel, daß Gott mit dem Menschengeschlecht in der Person Noahs einen Bund schloß, einen Bund, dessen Zeichen der Regenbogen war. Ein Bund Gottes mit dem Menschen kann nur eine Offenbarung sein.

Diese Offenbarung steht mit dem Begriff des Opfers in Zusammenhang. Denn als Gott den Duft roch, der von Noahs Opfer aufstieg, beschloß er, daß er hinfort jeden Gedanken an eine Vernichtung der Menschheit verbannen wollte. Dieses Opfer war ein erlösendes Opfer. Fast könnte man glauben, es handle sich um das vorausgeahnte Opfer Christi.

Die Christen nennen die Messe, die alle Tage die Passion wiederholt, ein Opfer. Und auch die Bhagavad-Gita, die der christlichen Zeit vorausliegt, läßt den inkarnierten Gott sprechen: „Das Opfer bin Ich selbst, in diesem Leibe hier.“ Die Verbindung zwischen dem Gedanken des Opfers und dem der Inkarnation ist also vermutlich sehr alt.

Der Trojanische Krieg war eines der tragischsten Beispiele des Hasses der beiden Brüder gegen Cham. Er war ein Attentat Japhets auf Cham. Auf seiten der Trojaner findet man nur Völker, die von Cham abstammen; man findet deren keines auf der Gegenseite.

Mit einer scheinbaren Ausnahme, die jedoch eine Bestätigung ist. Diese Ausnahme sind die Kreter. Kreta war ein Kleinod der von Cham ausgegangenen Kultur. In der Ilias sehen wir die Kreter auf seiten der Achäer.

Aber Herodot belehrt uns, daß es falsche Kreter waren. Es waren Hellenen, die kurz zuvor die fast verödete Insel besiedelt hatten. Trotzdem schlug Minos, der ihnen wegen der Teilnahme an diesem Kriege zürnte, sie bei ihrer Rückkehr mit einer Seuche. Im fünften Jahrhundert untersagte die Pythia zu Delphi den Kretern, auf seiten der Griechen an den Feldzügen gegen die Meder teilzunehmen.

Dieser Trojanische Krieg war in der Tat ein Unternehmen, bei dem es auf die Vernichtung einer ganzen Kultur abgesehen war. Das Unternehmen gelang.

Homer nennt Troja immer „das heilige Ilion“. Dieser Krieg war die Ursünde der Griechen und ihr beständiger Gewissensvorwurf. Diese Reue erwarb den Henkern das Verdienst, daß ihnen ein Teil von dem Geiste ihrer Opfer als Erbe zufiel.

Aber es trifft auch zu, daß die Griechen, mit Ausnahme der Dorer, aus Hellenen und Pelasgern gemischt waren, wobei die Hellenen zwar die Eroberer waren, tatsächlich aber die Pelasger überwogen. Die Pelasger stammten von Cham ab. Die Hellenen haben alles von ihnen gelernt. Namentlich die Athener waren beinahe reine Pelasger.

Läßt man, nach einer der beiden Hypothesen, zwischen denen die Gelehrten schwanken, die Annahme gelten, daß die Hebräer im dreizehnten Jahrhundert vor Christus aus Ägypten auszogen, so fällt das Datum ihres Auszugs in die Nähe der Zeit des Trojanischen Krieges, wie Herodot sie angibt.

Dann liegt die einfache Vermutung nahe, der Augenblick, in dem Moses, mit oder ohne göttliche Eingebung, entschied, daß die Hebräer nun genügend lange Zeit durch die Wüste geirrt seien und in Palästina einfallen könnten,

möchte eben derjenige gewesen sein, in dem das Land infolge des Trojanischen Krieges von seinen Kriegern entblößt war, da die Trojaner auch recht entfernt wohnende Völker zu Hilfe gerufen hatten. Die Hebräer unter der Führung Josuas konnten daher mühelos, und ohne daß es vieler Wunder bedurft hätte, die Einwohner dieser Länderstriche, die ihrer Verteidiger beraubt waren, niedermachen. Aber eines Tages kehrten die Krieger, die nach Troja gezogen waren, zurück. Und damit wurde weiteren Eroberungszügen Einhalt geboten. Ja, zu Beginn des Buches der Richter sieht man die Hebräer sogar sehr viel weniger vorgerückt, als am Ende des Buches Josua; und man sieht sie mit Völkerschaften im Kampfe liegen, die sie unter Josua bereits völlig ausgerottet zu haben behaupteten.

So begreift man auch, daß der Trojanische Krieg in der Bibel keine Spuren hinterlassen hat und die Eroberung Palästinas durch die Hebräer keine Spuren in den griechischen Überlieferungen.

Dennoch bleibt das völlige Stillschweigen des Herodot über Israel höchst rätselhaft. Dieses Volk muß zu jener Zeit als unheilig gegolten haben, als etwas, dessen nicht einmal Erwähnung geschehen durfte. Dies wird begreiflich, wenn Israel es war, das man mit dem Namen des Lykurgos bezeichnete, jenes Königs, der sich in Waffen auf den waffenlosen Dionysos warf. Aber nach der Rückkehr aus dem Exil und dem Wiederaufbau des Tempels hat gewiß eine Veränderung stattgefunden.

ILSE MOLZAHN

An die Verlassenen

*Sie, die hinter dir standen als unbeirrbar Wächter,
sind nun Gräber.
Und der Staub, den der Wind in dein Gesicht wirft,
ist schon leer von ihrem Sein.
Und die nach dir kamen und vor dir beriefen in den
funkelnden Tag,
hast du trauernd überleben müssen.
Die jungen Schultern, nach denen dir bangte am grellen
Mittag,
sind niedergebrochen, der Erde längst gleichgemacht.*

*So gehst du dahin
in Wirrnis und Weite.
Unbewacht und unbewehrt,
dem Müssen gehorchend,
das Sein nicht mehr liebend.*

*Wohl streift dich eine Hand,
wobl hältst du sie eine Zeit.*

DAS KLEINE BUCH

*Kleine Garten
- literarische
Werk*

64

*Helga Barth**Die verborgene Gerechtigkeit*

Novelle. 1.-8. Tsd. 60 Seiten

„Sei gerecht, daß du Gerechtigkeit tust.“
Gegen dieses Gebot hat Asta verstoßen.
die Rache am Mörder ihrer geliebten Z
schwester glaubte selbst vollziehen zu
Am Schluß dieser meisterhaft gestaltete
steht sie erschauernd vor der Erkenntnis
ist ein Mörder und lebt in der Gnade.

65

*Alfons von Czibulka**Die Handschuhe der Kaiserin*

1.-10. Tsd. 63 Seiten

Von der „Anstandsvisite“ des Pandure
v. Hadik und seiner dreitausend „ch
Kanaillen“ bei den Berlinern. Wie
Seydlitz den überrumpelten Rat um dre
tausend Taler Kontribution erleichtert
die Affäre mit den Handschuhen auf
ball in Schönbrunn ein galantes Enc
Zopf und Degen des Rokoko, ein kavall
Bravourstückchen, bravourös und
erzählt, wie man es bei Czibulka ge
Vivat Theresia!

66

Hans G. Bentz, Hasso

Kleiner Roman eines Schäferhundes. 1.-10. Tsd.

Der kleine Roman von der großen
Schäferhundes Hasso, dessen junge
dürftiges Hundeherz zwei tierliebe Jun
von der Furcht vor der Kette befreite
dankbaren Hasso Abenteuern und w
heimwehkranken Tier, als hätte es eine
im Leibe, eines Tages über strapazier
dert Kilometer zu seinem Herrn zu
Echtes Verständnis für das Tier und
sondere Welt haben dem bekannter
wieder humorvoll die Feder geführt.

Walter Bauer, Polflug

von Andrée und dem „Adler“. 11.–17. Tsd. 61 Seiten

Hans Franck, Oduscha

Eine Liebesnovelle. 11.–15. Tsd. 60 Seiten

Elf Dircksen, Das kleine Vogelbuch

40.–49. Tsd. 41 Bilder. 72 Seiten

Bernt von Heiseler

Katharina — Das Ehrenwort

Zwei Erzählungen. 14.–18. Tsd. 70 Seiten

4 ganzseitigen Federzeichnungen von Gerh. Ulrich

Nigel Balchin, Gute Freunde

Englischen von Ernst Sander. 13.–16. Tsd. 63 Seiten

Gerh. Hauptmann, Das Meerwunder

wahrscheinliche Geschichte. 11.–15. Tsd. 92 Seiten

Mit Zeichnungen von Gerh. Ulrich

Paul Fechter, Der Zauberer Gottes

Eine Komödie. 14.–19. Tsd. 96 Seiten

Thomas Mann, Gerhart Hauptmann

Rede anlässlich des 90. Geburtstages des Dichters

6.–9. Tsd. 47 Seiten

Ina Seidel

Die Geschichte einer Frau Berngruber

Erzählung. 11.–18. Tsd. 64 Seiten

Martin A. Hansen, Die Osterglocke

Erzählung. Aus dem Dänischen. 9.–13. Tsd. 79 Seiten

Tami Oelfken, Stine vom Löh

Novelle. 9.–13. Tsd. 71 Seiten

- 56 *Manfred Hausmann, Isabel*
Geschichten um eine Mutter. Mit Zeichnungen
Eva Kausche-Kongsbak. 111.-130. Tsd. 79 Sei
- 57 *Hermann Claudius*
In meiner Mutter Garten
Gedichte. 18.-25. Tsd. 67 Seiten
- 58 *A. E. Johann, Diana im Dornbusch*
Erzählung. 17.-24. Tsd. 63 Seiten
- 59 *Hans Franck, Das letzte Lied*
11.-15. Tsd. 77 Seiten
- 60 *Letzte Briefe aus Stalingrad*
21.-30. Tsd. 68 Seiten
- 61 *Joseph Roth, Leviathan*
9.-13. Tsd. 64 Seiten
- 62 *Bruno Frank, Die Monduhr*
9.-12. Tsd. 64 Seiten
- 63 *A. Paul Weber, Hoppla Kultur*
50 Bilder zur Herrlichkeit unserer Zeit. Bildband.
11.-20. Tsd. 64 Seiten

Erhältlich bei:

*Doch im Ungewissen regt sich der Zweifel.
Und das Vertrauen, die Mitgift wahrer Liebe,
kann sich nimmer behaupten im Zufall.*

*Gefährtenlose Einsamkeit.
Wie schreckst du den Verlassenen!
Noch ebe sein Tag sinkt, seine Nacht hereinbricht,
ist er vergessen unter den Fremden.*

*Zuweilen klopft ein Traum an dein verhangenes Sein.
Dann öffnet sich die Weite,
dann fliegst du dahin, dem Kinde gleich, mit offenen Armen
noch einmal alles zu umfassen.*

*Dann siehst du sie wieder, die einen, die anderen.
Und am Ende erblickst du ihn, den Niegeesehenen.
Er fängt dich Träumenden auf
und bringt dich heim zu den Deinen.*

OTTO FREIHERR VON TAUBE

Totemistische Begegnung

Es war gegen Abschluß eines Ausfluges, den ich nicht zum Vergnügen, nein, notgedrungen unternommen hatte, im Hochsommer des heißesten aller von mir nördlich der Alpen erlebten Jahre. Ich wanderte der Haltestelle zu, an der ich den Eisenbahnzug zur Heimfahrt zu nehmen hatte. Die Sonne stand schon tief, doch brannte die trockene Hitze noch lichterloh. So stapfte ich bepackt auf der stäubenden Landstraße, körperlich müde von der Last und dem langen Gange, doch in der Herzgegend seltsam erregt von einem echten Kaffee, dem ungewohnten Genußmittel, das einige Stunden zuvor ein Gastfreund mir auf türkische Art bereitet hatte, und im Haupte wach, bis ich eine Ortschaft durchqueren mußte, die sich Dorf nannte und ehemals ein wirkliches Dorf wohl noch gewesen war. Ihren Kern jedoch mit den bauerlichen Anwesen hatte, seit eine Fabrik sich dort niedergelassen, eine Überzahl von Häusern verstellt, die nichts Ländliches mehr aufwies; man meinte, durch eine Vorstadt ohne Stadt zu gehen.

Es staubte fürchterlich. Lastkraftwagen überholten mich, Staubwolken aufwirbelnd, die mir die Augen und beim Atemholen Mund und Kehle füllten, daß mir aus jenen die Tränen rannen und zwischen den Zähnen der Sand knirschte. Hätte ich nur einen Schleier vor dem Gesicht, dachte ich zurück und glaubte mich wieder in der Sahara wie damals, als mich und meine Karawane der Sandsturm in den Dünen von Dbila überfiel. Oder – ich hatte die Augen niedergeschlagen und sah nur noch auf den Weg, doch witterten meine Nüstern: oder befände ich mich etwa schon über der Schlucht des Wadi el Mokta?

Ich sah auf. Der Staub hatte sich gelegt, da die Fahrzeugkette endlich vorübergerollt war und kein Wagen mehr ihn aufwirbelte. Und schon erkannte ich die Spender jenes Hauches, der meine Nüstern und durch sie mich selbst angesprochen hatte: erkannte ich den feinen Bittermandelduft des Oleanders, der, der übliche Trost der sonst trostlosen Vorstadtstraßen, auch hier in grünen Kübeln vor manchen Häusern stand, von der Hitze des Jahres zu üppigerem Blühen als sonst getrieben.

Wie am Wadi el Mokka . . . wirklich, dachte ich, natürlich nur von der Üppigkeit der Blüte. Denn da drüben, in jener Landschaft, gab es keine lieblosen Vorstadtstraßen und keine grünen Kübel; in zerrissener Schlucht wurzelten die Oleander echt und stiegen zu mir herauf an Hang und Wänden mit ihren rosigen, mandelduftenden Sträußen.

Und doch sah ich in diesen gehegten Kübelpflanzen nicht nur jene Landschaft wieder, sondern auch Andalusien und Sizilien, sah alle die verschiedenen Klüfte, die ich dort geschaut hatte, in denen die frühlingsreißenden Rinnsale längst ausgetrocknet waren, ihre damalige Flut genügt hatte, die späte Blüte der immergrünen lorbeerartigen Sträucher zu bereiten.

Ich trat an einen der Sträucher heran, von ihrer Anziehungskraft wie überwältigt. Und gleichsam eine innere Stimme sagte mir, mir sei bei ihm ein großes Glück beschieden. Ich näherte mein Gesicht einem Strauß der duftenden Blüten. Mir war es, ich versenkte mich darein, jedenfalls wollte ich mich darein versenken. Ach, war es nicht schon ein Glück, dank diesem Dufte gleichzeitig an allen mir wert gewordenen Stätten zu sein, an denen ich ihn vernommen und an denen ich die ihn atmenden rosigen Blüten hatte prangen sehen? So sind wohl selige Geister gleichzeitig an all den vielen von ihnen geliebten Orten.

Stand ich nur einen Augenblick so da, stand ich so länger? Mir ward es nicht bewußt, ich spürte nur auf einmal, daß die Sonne mich nicht mehr traf; doch war, als ich aufschaute, noch alles hell, ja grell. Nur auf meinen Stand war einer der beginnenden Abendschatten gefallen. Ich neigte mich wieder zu den Blüten. Ich wollte noch länger diese Allgegenwart oder dieses Versweben über Raum und Zeit genießen.

Da erwachte aber auch mein Ohr. Ein kurzes, jähes Gesurre war es, das mich aufblicken ließ. Ich hatte ein großes Flügelwesen wahrgenommen, doch nur schattenhaft, weil es mir sofort wieder entschwunden war. Eine frühe Fledermaus, dachte ich. „Fledermäuse aber fliegen unhörbar“, erwiderte ich mir, gab jedoch nicht weiter acht und kehrte zu meiner Versenkung in den Duft der berückenden Blüten wieder.

Aber da surrte es wieder. Und hörte diesmal nicht auf. Es war ein anhaltendes Schwirren; so schwirren die Sphinxen, die mächtigen, schönen, aus fernsten Fernen heranbrausenden Dämmerungsfalter. Ich löste mich von dem Dufte, weil die Stimme, die ich schon zuvor vernommen zu haben meinte, mir – jetzt ganz deutlich – sagte: „Sieh hin, da ist das Glück!“

Und ich sah hin: An demselben Strauch, nur wenige Spannen vor mir, den langen Saugrüssel tief in eine der rosigen Blüten senkend, hielt mit den schwirrenden Flügeln vor ihr den Leib in der Schweben der große Abendfalter des Südens, der Oleanderschwärmer, der bei aller Wucht der Gestalt so anmutig die Farben seiner Pflanze trägt: das Grün der Flügel, rosenfarb geädert.

Ich wußte, der schnelle Flieger verfliegt sich manchmal nach unseren nordischen Breiten. Dennoch erstaunte ich. Es war ja noch Tag, wiewohl stellenweise schattig, und Schwärmer pflegen sonst nur nach Sonnenuntergang zu fliegen. Träumte ich? Auch in seiner Heimat war er mir nie begegnet, wiewohl ich sie zu seiner Jahreszeit bereist hatte. Aber er war unverkennbar. Ich erkannte seine Persönlichkeit.

Ja, seine Persönlichkeit. Denn jede Art der unzählbaren Schöpfung ist Person. Und seine Person ist nicht nur wie jede andere achtungswürdig. Sie ist gebietend.

Ich wollte ihr mein Erstaunen kundgeben, wollte sie bitten, mir ihr ungewöhnliches Erscheinen hier zu begründen, ihr aber auch die gebührende Ehrfurcht erweisen. Man kann Fürsten nicht wie Spießer, diesen Wunderfalter nicht wie Kohlweißlinge behandeln. Ich stellte meine Frage an ihn darum sehr höflich. „Wie kommen Euer Gnaden her?“ fragte ich ihn dem Sinne nach, doch, glaube ich, auf spanisch, mit dem leicht andalusischen Anflug, der mir von meinen dortigen Reisen anhaftet, und mit aller Devotion des im Range Minderen.

Er wechselte seine Stellung, so daß mich jetzt von jenseits einer Blüte über sie weg seine großen schwarzen Sphinxaugen ansahen. Sein Antlitz war menschlich.

„Das müssen Sie selber wissen“, antwortete er, ich weiß nicht ob in derselben Sprache, in der ich gesprochen hatte, oder in einer Wüstenmundart oder auf sizilianisch.

„Ich?“

„Haben Sie mich nicht hierhergewünscht?“ erwiderte er.

„Ja!“ rief ich aus, mit einem Schlage begreifend, „ja! Und ich ahnte, als ich hier im Vorübergehen den Duft Ihres Strauches vernahm, Sie würden an ihm mir erscheinen.“

Er antwortete nicht mehr. Gegen alle Gewohnheit seiner Gattung setzte er sich in Ruhestellung oder legte vielmehr den schweren Leib über einige waagerecht sich kreuzende Stengel der Pflanze wie über ein verschränktes Geflecht oder eine Tragbahre, daß ich in Muße seine Herrlichkeit betrachten konnte, die Pracht der Farben und der Zeichnung der Flügel, die beim Schwirren dem Auge immer wieder entgingen und nun auf dem Dache, das sie, aneinandergelegt, über seinem Leibe bildeten, wundervoll zutage traten.

Er sah mich mit den großen Menschaugen an.

„Sphinx“, sagte ich ihm.

Er ließ sich's gefallen.

Was ich jetzt dachte, sagte ich ihm aber nicht. Es hätte mich wider die Schamhaftigkeit gedeucht, unverschwiegen, plumpvertraulich – auch überflüssig, da er ja, seinen Worten nach, darum zu wissen schien. Ich dachte: Du bist das Glück, das mir im Duft deines Strauches verheißen war. Denn du bist die Erfüllung. Schon als Kind, als ich noch auf Mutters Schoße saß und mit ihr in Bilderbüchern blätterte, liebte ich dich, der du samt einem Zweig deiner Pflanze abgebildet warst auf einer farbigen Tafel. Ja, da liebte ich dich schon, und immer stärker ward zu dir meine Liebe. Wenn ich als Bube Schmetterlinge zu sammeln begann, war es nicht deshalb, weil ich mich sehnte, dir zu begegnen? Und fangen wollte ich dich doch nur, um dich ganz

nahe zu haben . . . Ja, mir hätte wohl schon damals genügt, dich vor einem rosigblühenden Strauche, wie auch meine Eltern ihn in grünen Kübeln zogen, schwirren zu sehen. Und dann kam das Leben und das Alltagsgetriebe und überwucherte das Sehnen. Ich war auch nicht mehr Kind, sammelte auch keine Schmetterlinge mehr, sondern trieb anderen Unsinn, der mich höchst wichtig deuchte. Heimlich aber blieb wohl das Sehnen in mir, im verborgenen wuchs es, wuchs es . . .

„Und wurde zur Kraft, die, als sie voll geworden war, mich hierhergezogen“, hörte ich ihn erwidern: „Sie haben mich hierher gebannt. Die Zeit war reif. Ich bin Ihretwegen da.“

„Dank!“ sprach ich versonnen: „Ich hab auch gewußt, ohne mir's einzugestehen, daß ich Sie heute treffen werde, ja mußte.“

„Wir gehören seit je zusammen“, war mir, als hätte er nun gesagt. Doch hatte er da schon, seine Flügel spreitend, sich gleichsam von seiner Unterlage fallen lassen und stand jetzt, noch einmal den Leib waagerecht in der Schwebelage haltend, surrend in der Luft vor einer Blüte, in die er den Rüssel senkte. An den rasch schwirrenden Flügeln war weder Farbe noch Zeichnung zu erkennen. Dann, wie ein Pfeil, schoß er weg – ich meinte, zum nächsten Strauche. Doch nein – er vollführte um diesen herum noch zwei bis drei jähe Schleifen, dann machte er eine schroffe Wendung himmelwärts, stieg hoch bis zum Dache des Hauses, davor, jetzt ganz im Schatten, die grünen Kübel standen. Ich wußte, wenn er jetzt den Dachfirst überfliege, werde er mir für immer entschwinden.

Dennoch zuversichtlich, heiter: „hasta la vista!“ rief ich ihm nach, „auf Wiedersehen!“

Mir war es, als gäbe er mir zur Antwort: „En el paraiso“ – im Paradiese.

Warum nicht? Heißt nicht das griechische Wort „Paradeisos“ in Übersetzung „der Tiergarten“?

Ich war wie betäubt. Oder war der Oleanderduft so betäubend, der Duft nach bitterer Mandel, der sonst nur zart mich angehaucht hatte? Es schattete allenthalben. Ich mußte mich beeilen, um den Eisenbahnzug rechtzeitig zu erreichen, riß mich los und stapfte müde, ja müd jetzt auch im Haupte, doch ruhig, fort.

Im überfüllten Abteil stauten sich keifende Menschen, Kisten, Säcke, aber ich war glücklich.

Aufbruch und atemloser Flug

Da ist es wieder, dieses zwiespältige Gefühl von Aufbruch.

Noch lebenslange Übung des Reisens bringt eine gewisse Unruhe nicht ganz zum Schweigen. Als Besorgnis, die Zeit, den Anschluß zu versäumen, eins der vielen Dokumente zu verlieren, die mannigfachen Amtshandlungen nicht zu bestehen, meldet sie sich. Das Getriebe rundum, die Hast der Vielen in gleicher Erwartung, läßt ihre Stimme stärker werden. Die Luft schmeckt nach Ferne. Zwar fehlt der Duft von Schiffstau, Teer und Algen, ja von Lederkoffer und Gummimantel, die kaum noch ein altmodischer Auswanderer trägt – moderne Kunststoffe mühen sich um keimfreie Geruchlosigkeit. Aber auch Benzin und Öl geben Atmosphäre; entzieht uns die Cellophanhülle das Arom der ausgelegten Apfelsinen und Bananen, so erregen die Farben der Früchte doch das Auge und damit stromleitend andere Sinne.

Früher hatten wir erst einen Hafen aufzusuchen, die Fahrt mit Bahn oder Auto bereitete vor, der Anblick des Meeres, seine Weite überzeugte, daß der Rand erreicht war. Etwas ganz Neues begann. Heute betreten wir gleichsam auf dem Flugplatz der eigenen Stadt mit dem Passieren der Zollkontrolle ausländischen Boden, der Ozean, alle Kontinente grenzen an unser Dasein. Viele Schichten überlagern sich in uns, an Stelle des Nacheinander tritt mehr und mehr ein Zugleich. Schwindelt einem da nicht leicht? Kann man den einen Augenblick leben und doch alle Geschichte in den Adern haben, können wir an einem Orte zu Hause, gegenwärtig und doch der ganzen Welt gewärtig sein? Auch das Reisen muß wieder erlernt werden.

Wir stehen nahe beieinander im Abendlicht, am letzten Gitter vor dem weiten Rollfeld. Das Behördliche ist erledigt, nichts mehr bleibt zu tun. Deutlich erfahren wir die Pause zwischen dem Jetzt und dem ganz anderen der Zukunft. Beide, die Davongehenden und die daheim bleiben, empfinden einen Zwischenraum, sein Klaffen. Darum sprechen sie wenig, obschon sie es bald bereuen werden, sich nicht noch viel Drängendes gesagt zu haben.

Es ist ein Maikäferjahr. Ungezählte Tiere schwirren durch den hellen Himmel, als wären sie draußen dem freien Feld entschlüpft und strebten nun zum Walde. In seinem jungen Grün erwartet sie der DDT-Qualm der Bekämpfungskolonie. Die schrägen Sonnenstrahlen lassen die Metallflächen der Douglas-Maschine vor uns spiegeln. Sie heißt Harald Viking. Der Name gilt, schon erscheint ein Stück Welt und Historie. Wer ist gemeint, Harald Schönhaar, Harald Blauzahn, der Däne, oder der gewaltige Harald Hardrade? Merkwürdig kehrt sich die äußere Form unserer Flugzeuge vom Vogelhaften ab und der Gestalt des fliegenden Fisches zu. Der halslose Kopf hat den angespannten, ein wenig bösen Ausdruck mancher Raubfische, die Schwanzflosse steilt sich wie die der Haie. Es dünkt unwahrscheinlich, daß ein Fisch aus dem Wasser sich erheben könne; so möchte auch keiner diesem tonnenschweren, fast unbeholfen über die Erde schwankenden Wesen das Fliegen glauben. Und immer noch verschwinden Kofferlasten unter Bug und Heck.

Nie denken wir dem hintergründigen Gefühl des Aufbrechens weit genug

nach. Es reicht in Ferne und Zukunft sowohl wie tief hinab in die Vergangenheit des Blutes und der Herkunft, der Völker-, der Urwanderung. An die Grenze zu gehen, ist das der letzte Sinn des Reisens, unserer selbst und der Welt, sie und uns zu erproben? Heute scheint es, daß uns der Aufbruch auf eine beinahe wunderbare Weise in das Lebensgefühl der Kindheit zurücknimmt, aus dessen Impuls wir ja alle unser Dasein fristen bis ins hohe Alter. Im Unbekannten halten Lockendes und Drohendes einander die Waage. Die harte Schale der Erfahrung bricht auf und gibt den empfindlichen Kern frei, empfindlich für das Große und den Schrecken. Die Welt in der Fülle ihrer Formen gewinnt etwas von dem Unsagbaren zurück, das die ersten Schritte der Menschheit, des Kindes in sie hinein umwittert. Echte Begegnungen scheinen wieder möglich, mit Dingen und Menschen, solche, denen verwandelnde Kraft innewohnt.

Die Frage ist, ob einem, der die Höhe des Lebens überschritten hat, noch etwas zuwachsen kann. Er muß sich anders verhalten als ein Junger. Da er kein Nomade ist, sondern Heimat hat, wird ihm das bloße Umherschweifen im Fremden nicht dienen. Da er Liebes zurückläßt, wird für ihn kaum entscheidend sein, ob er die Vollständigkeit seiner Kenntnis noch etwas vermehre oder ob er sich durch Erfolg vor sich und anderen bestätige. Sein Erlebnis, der Ertrag seines Lebens müßte wohl das Durchsichtigwerden der übereinandergeschobenen Schichten sein, das Aushalten und Zusammenhalten des Vielen in einem. Das wäre dann ein europäisches Erlebnis, eines, das der Würde des Erdteils entspräche.

Eine Reise beginnt mit dem Abschied, und der ist Schmerz. Im Alter wird er wohl runder, gewichtiger, die Trennung vom Vertrauten, Geliebten hat nicht mehr die schneidende Schärfe wie in der Jugend. Angst bleibt aus dem Spiel. Die vor dem Verunglücken bekämpfte die Statistik – längst ist das Fliegen die sicherste Weise geworden, auf unserem Planeten voranzukommen. Aber bloße Zahlenreihen widerlegen ein tiefes Gefühl nicht. Wir sind überzeugt, daß uns nicht mehr viel Zeit gelassen ist, daß wir uns kein langes Fortsein leisten dürfen. Wie plötzlich Ereignisse eintreten, haben wir gelernt. Und daß die Jahre der Reife rascher vergehen, als die des Wachsens, ist die schlichteste innere Erfahrung.

So wirkt das plötzliche Umschlagen von Warten in Handlung wohltätig. Es wird zum Platznehmen aufgerufen. Wenige Schritte über Asphalt und die klingende Schubtreppe führen aus dem Bereich streng fordernder Konsulate, der Erlaubnisscheine und Devisenbestimmungen, der Impfzeugnisse und Gesundheitsatteste in das Märchenland des Fluggastdaseins, da jegliches nur den Wünschen von Prinzen und Prinzessinnen zu dienen scheint. Weil ich meinen Sitz auf der abgekehrten Seite zu nehmen habe, ist mir außer einem kurzen rückgewandten Winken von der Tür her langes Verhalten nicht gestattet. Licht hinter Glas und Stimme aus dem Lautsprecher fordern zum Festmachen der Gürtel auf, Harald Viking schüttelt auf die Startbahn hinaus, in erstaunlich flinkem Wenden zeigt er, daß er nicht nur Stärke, sondern auch Beweglichkeit besitzt. Die Bremsen packen zu, nacheinander laufen die vier 2100 Pferde starken Motoren Probe, ihr Geräusch legt sich wie ein Schleier über die Ohren. Wilde Kraft reißt am Material. Dann gibt der Pilot frei. Es ist immer ein atemraubender Augenblick, der stürmischer Beschleunigung. Leicht hebt sich

das Heck. Haben die Räder den Boden schon verlassen? Noch einmal streicheln sie ihn leise wie zum Abschied. Schon schießen wir schräg hinauf in die Unwirklichkeit der Kurvensicht, des Stoßes durch den Nebel, der sinkenden Nacht. Doch so viel ist noch von mir drunten zurückgeblieben, daß ich auch das andere mitsehe: wie die plumpe Maschine in Fahrt geht; wie sie sich von der Erde löst; wie sich nach dem Einholen des Fahrgestells ihr Umriß verwandelt, in etwas Leichtes, zum Fliegen Geborenes, wie sie eins wird mit ihrem Element, sich auflöst in Luft und Ferne.

Den dunklen Abgrund draußen erträgt der Blick nicht lange. So wendet er sich der hell erleuchteten Nähe zu. Die beiden Doppelreihen der bequemen Lehnstühle voraus sind voll besetzt, die nach achtern hat man durch einige praktische Handgriffe in Liegekojen ähnlich denen amerikanischer Schlafwagen umgeordnet. Da wir dreihundertfünfzig Stundenkilometer fliegen, muß sich die Stewardess mit Cocktail und Abendessen beeilen. Sie möchte vor Genf fertig sein. Klapptischchen werden der Rückenfalte des vorgesetzten Stuhles entnommen und in die Armlehnen des eigenen gesteckt. So ist man eine Zeitlang Gefangener der verabreichten Genüsse. Grundsätzlich sorgt die Gesellschaft dafür, daß immer etwas geschieht. Kaum sind Hunger und Durst gestillt, Rauchwaren gereicht, da bietet man schon Zeitschriften an, stellt die Rückenlehne ein wenig schräger zum Schlummer, legt dem Kopf des Gastes ein Kissen unter; der Kapitän läßt eine schriftliche oder ins Radio gesagte Meldung durchgehen. Ist die Langeweile so zu fürchten? Gewisse „Als Ob“ gehören scheinbar zu unserer Zeit. Schon bei Dampferfahrten ist mir das aufgefallen. Wir wollen den Ozean überqueren, aber das Schiff ist wie ein Hotel eingerichtet. Wir wollen fliegen, aber man spielt uns vor, wir flögen nicht, man tut, als säßen wir auf der Erde in irgendeiner Bar oder einem Grillroom. Brauchen wir die Illusion, um unsere Kühnheit zu ertragen? Steckt gar eine scheuende Geste, eine Beschwörung, der Wunsch, die Naturdämonen zu täuschen, in unserem Verhalten? Oder fordern wir sie und uns durch nicht-achtende Hybris noch weiter heraus? Skeptiker schütteln den Kopf über solchen Tiefsinn; sie möchten in dem künstlichen Klima eine kluge Rücksicht der Verkehrsunternehmen auf die Mittelmäßigkeit ihrer Passagiere erkennen. Denn die sind Gewohnheitstiere, fühlen sich nur in vertrauter Umgebung wohl. Wahrscheinlich haben die Skeptiker recht.

Als hilfsbereite Fee geht sie ab und zu, in ihrer knappen, blauen Uniform, die Stewardess, das Luftmädchen, die aeromoza, wie man in Lateinamerika sagt. Ein neuer Beruf, ein neuer sozialer Typ. Selbst in den hispanisierten Ländern drüben, die gegen jedes Auftreten der Frau in der Öffentlichkeit so zurückhaltend sind, beginnt er sich durchzusetzen, neben dem der Künstlerin und der politisch Ehrgeizigen. In Wettbewerben suchen die Fluggesellschaften die schönsten Mädchen für sich zu gewinnen, auf Sprachkenntnisse, Nautik, Umgangsformen und Körperpflege wird gleich großer Wert gelegt, so finden sich viele aus guter Familie ein. Zuweilen mußten sich die Bewerberinnen verpflichten, eine gewisse Zeit nicht zu heiraten; man hat aus Erfahrung gelernt, leicht zu denken, wie eine solche Gelegenheit Diebe macht. Die Bezahlung gilt als ausreichend, der Dienst als verhältnismäßig leicht, wenn auch der Aufenthalt in großen Höhen für die Frau manche Beschwer mit sich bringt. Die langen, kontinentverbindenden Strecken sind in Etappen eingeteilt,

am Ende jeder gibt es ein paar Tage Aufenthalt im Kreise der Kameraden bei freier Station, in Rio, Dakar, Lissabon, hernach eine Ferienwoche daheim, so daß der Monat nicht mehr als siebenzig Flugstunden hat. Sowohl die Sicherheit wie das Behagen der Passagiere erfordern ausgeruhtes, von Nervosität freies Personal. Die Walküregestalten der holländischen und skandinavischen Linien fallen in den kleinwüchsigen und dunklen romanischen Ländern besonders auf. In Lissabon sah ich eine langgelockte Freia von einem scheeläugigen Mulatten umtanzt, der ihr kaum bis an die Brust reichte. Der Anblick hatte etwas unwiderstehlich Komisches, wie uns bei Tieren ein auffälliger Geschlechtsdimorphismus zum Lachen reizt.

In der Landekurve werden die Lichter gelöscht, um das glühpferlen-glitzernde Ufer besser zu sehen. Von ihm stürzt die leere Schwärze des Wassers ab in eine noch unermesslichere Tiefe. Das also ist Genf. Mit St. Pierre, den Studenten, heiteres Gegenbild calvinistischer Düsternis auf den Sitzfässern der Bodega, mit der Brise überm blauen See und dem Montblanc weit drüben. Besichtigung des Völkerbundpalastes, kaum gebaut, roch er schon zeitmuffig.

Anders erscheint eine Stadt von den tageslauten Straßen her als vom sanatoriumsblanken Warteraum eines nächtlichen Flugplatzes. Nur die Uniformen der Schweizer Grenzsoldaten haben noch etwas Eigenständiges. Die glattgesichtigen Journale, die Parfums in ihren Kristallfläschchen, die Bonbonnieren, die stracks ausgerichteten internationalen Aperitifs und Schnäpse in den Glasschränken der Theke sehen so aus wie auf allen Flugplätzen der Welt.

Aber da ist das Publikum. Die Mitreisenden sind nun vollzählig versammelt. Während man Kaffee nimmt, sucht man Gesichter, Schicksale, den vermutlichen Inhalt der bevorstehenden gemeinsamen Stunden zu entziffern. Bunt schwirren die Sprachen durcheinander, das harte, stolze Spanische, gleitendes Französisch, gut gekaute Brocken Englisch und Portugiesisch in brasilianischer Färbung. Oh, das hatte ich vergessen, das Singen des Brasilianers, diese kleine Kadenz am Schlusse des Satzes, ein Sekunden- und ein Terzschritt, gelegentlich dann noch eine Quint abwärts. Man erinnert sich doch nie genau genug. Geschäftsreisende flüstern miteinander, Bäuerinnen aus Santa Catharina oder Rio Grande schweigen vor sich hin, sie haben wohl Angehörige in Deutschland besucht. Schwarz und fadenscheinig gehen zwei Priester ruhelos auf und nieder, als wüßten sie, daß sie den Seefahrern Unglück bedeuten. Ein argentinischer Kinoheld posiert. Sieh da, Kleinkinder, sogar Vierbeiniges ist mit uns, ein prächtiger Schäferhund und eine Promenadenkreuzung, die wundern macht, daß jemand für sie Passage bezahlt hat. Am letzten Tisch an der Wand sitzt eine katholische Schwester. Da sie sich unbeobachtet glaubt, ist ihr Gesicht von einer solchen Trauer, daß ich auf sie zutreten und zu ihr sprechen möchte: „Mutter, es ist gesagt, wir sollen uns nicht fürchten.“ Aber dergleichen erdenkt man, doch führt man's nicht aus. Später lächelt sie den ganzen Flug, selbst in der größten Hitze trug sie ihr schweres Habit klaglos.

Das Warten erregt und ermüdet in einem. Lande- und Flugzeiten sind reichlich bemessen, um etwa eintretende Verzögerungen auszugleichen. Und Harald Viking ist, wie sich das gehört, ein gewaltiger Zecher. Immer noch saugt er draußen in der Finsternis Tonnen von Brennstoff in sich ein. Endlich sind Kellner und Zöllner erlöst.

Gleich nach dem Start krieche ich an meinen Liegeplatz und schließe die Vorhänge. Die Geborgenheit eines Eisenbahnschlafabteils wird durch das Leichtgewicht des Materials aufgelockert. Hier gehören die Schuhe hin, da ist der Platz für die Uhr, dort der Kleiderbügel. Eine winzige Hemmung ist zu überwinden, sich im Flugzeug wehrlos auszukleiden, das Motorenbrausen längelang über den Körper streichen zu lassen. Mitten in den schon verschwimmenden Zeilen der Buchseite lösche ich das Licht. Frankreich, Rhone, Massif Central, Garonne, Pyrenäen, Kastilien; die Sierra de Gredos, unauslöschlich eingeprägt durch viele Tagflüge; Portugal, das geliebte „paisinho“ – all dies taucht unter in Nacht, Abgrund und Schlaf. Vor der Landung in Lissabon wird der Schlaf gläsern. Da die Propellergeräusche mit eins schweigen, dringen von außen her in den Traum die Worte der fremden Sprache. Dem herabgesetzten Bewußtsein bleiben sie unverständlich und haben dadurch die Kraft des Abenteuers in sich.

Nicht viel auf seine Träume zu geben, gilt als unmodern. Glaubt einer wenige zu haben, so belehrt ihn die Tiefenpsychologie, das sei Täuschung, er achte nicht genug auf sie, verdränge sie gar. Aber läßt sich nicht auch beweisen, daß unsere Wirklichkeit so bestürzend, großartig und entsetzlich, so beziehungsvoll und doch überraschungsträchtig ist, daß sich im Vergleich mit ihr alle selbsterlebten oder von anderen mitgeteilten Träume wie bescheidene Vereinfachungen ausnehmen? Immerhin erfreut an ihnen zuweilen das überzeugend aus der Situation Erfundene. In diesen anderthalb Stunden unruhigen Schlafes auf dem Flugplatz in Lissabon leuchtet es mir jedenfalls durchaus ein, daß der Clipper – durch Jahre war der Tejo Abflugstelle für die großen Wasserflugzeuge nach Nordamerika – aus hygienischen Gründen halb geflutet werden müsse. (Hatte ich mich doch vor der Ausreise lange genug mit schwer begreiflichen Forderungen der Gesundheitsbehörden herum-schlagen müssen.) In einer Art Bootshütte also wurde unser Flugzeug eine schiefe Ebene hinab in das ruhige, grüne Wasser eingelassen. Erst sah ich die Fische unter mir im Gang schwimmen, dann stießen sie sogar mit ihren weichen, runden Schnauzen an mein Ohr, – und siehe, es war der Ärmel meines Rockes, der neben mir am Bügel schwankte, als ich für Sekunden zu mir kam. Über die Symbolik des Fisches, des Ohres, der amtlich bestellten Hygieia und der Rückkehr des Fliegenden ins Schwimmende nachzudenken, hatte ich allerdings keine Zeit, weil ich gleich ins Unbewußte zurücksank.

Wirklich wach werde ich erst, als jemand die elektrische Birne andreht. So denke ich. Doch ist es der erste Strahl der aufgehenden Sonne, der wie ein Pfeil in mein kleines Gemach schnellte. Die jähe Erleuchtung macht noch vor dem Blick durch die Luke klar, daß wir schon weit im Süden sein müssen. Unermeßlich funkelt das Meer tief drunten, einige Wolkenbänke sitzen ihm auf wie Hermelin dem Sternenmantel der Madonna. Bewegung ist nicht zu spüren. Stramm gespannt zwischen Druck und Zug steht die Maschine, nicht die kleinste Unregelmäßigkeit unterbricht die Schattenwirbel der vier Propeller, bald entgleitet auch ihr Gedröhn durch seine Eintönigkeit der Wahrnehmung.

Im Sitzraum riecht es übernünftig. Erwachsene sehen beim Aufwachen leicht ungepflegt und verbraucht aus, nur die Kinder springen erfrischt wie von kalter Brause aus dem Schlaf in den neuen Lebenstag. Die Wascheinrichtungen

in den Überseeflugzeugen sind noch unzulänglich, hier wird die Technik in naher Zukunft verbessern. Auch dauert der Flug nach dem heutigen Stand unseres Könnens schon wieder viel zu lang. Die DC-6 benötigt neunundzwanzig Stunden von Frankfurt nach Rio, durch die Verschiebung der Uhrzeit werden beim Westkurs zweiunddreißig daraus, europawärts verkürzen sie sich auf sechsundzwanzig. Mit den modernsten Maschinen wäre die Strecke leicht in achtzehn Stunden zu bewältigen. Warum auch nicht? Verzichtet einer schon auf die Annehmlichkeiten der Dampferreise, so kann man von ihm nicht fordern, länger als nötig mit vielen Menschen zusammen ohne Bewegungsmöglichkeit in einen engen Raum gesperrt zu sein. Die Kulturbeschleunigung ist zu einer vornehmlich technischen geworden und nähert sich folglich immer rascher der Lichtgeschwindigkeit. Als Aufgabe ist uns die menschliche Bewältigung gestellt. Das heißt also: wie mache ich es, daß ich bei solcher Schnelligkeit der Ortsveränderung wirklich, nämlich als Person, ankomme, nicht etwa nur als ausgeleerter Körper, während Geist und Seele noch irgendwo daheim festhängen, ich also ein geteiltes, zerstreutes Wesen werde und somit gar nichts mehr bin – Erscheinung, die an vielen Mitreisenden und überhaupt Zeitgenossen ganz offenbar wird? Schon der Körper streikt, wie ich häufig erfahren habe. Der Klimaschock ist nach der Luftreise ungleich heftiger als nach einer Überfahrt mit dem Dampfer, auch pflegt man die ersten Tage zur Unzeit müde zu werden oder mitten in der Nacht aufzuwachen, weil der Organismus zäh an seiner eigenen, biologisch begründeten Zeit festhält, unsere „Luftsprünge“ nicht mitmachen will.

Ich trödle ein wenig beim Ankleiden. Sind doch auf einer solchen Reise die internationalen oder gar interkontinentalen „Zwischenräume“ die einzigen ausgesparten Stellen ohne berufliche oder menschliche Belastung und erlauben darum ein gewisses Sichgleitenlassen. Denn die Forderungen des eben hinter uns zurückbleibenden Landes haben keine Macht mehr über uns und die des neuen, sich nähernden sind noch nicht gestellt. Doch schon bemühen sich drahtloses Fernsprechen und Fernsehen, auch diese Zwischenräume einzuengen, und der Augenblick ist vorauszusehen, da wir keine Sekunde mehr aus der Verantwortung entlassen sein werden.

Ein reichhaltiges Frühstück hat die zivilisationsübliche Atmosphäre ordentlich angezogener Menschen wiederhergestellt, die durch den halb-bekleideten Zustand des Morgens bedenklich gestört worden war. Ich blicke durchs Fenster, das Meer zu betrachten und sehe unter mir – die afrikanische Wüste. Das also ist die Minute, um die mich gestern noch meine Familie im Gespräch beneidet hat. In der Tat sind wir betroffen, auf einem Flug von Europa nach Südamerika so ganz im Vorüberstreifen, als Stützpunkt gleichsam nur, einem dritten Kontinent zu begegnen, ihm plötzlich von Angesicht zu Angesicht gegenübergestellt zu sein. Laß sehen, was von der erinnerten Sahara geblieben ist, der unvergleichlichen Leuchtkraft ihrer Farben, den flimmernden perspektivlosen Horizonten, den bleichen Tiergerippen an der Karawanenstraße, dem Katzensilber im Sand. Ein Etwas, das Ähnlichkeit mit einem Kinderspielplatz hat oder mit den Spuren von Wind und Wetter in ausgetrockneten Pfützen, ein brauner, flacher Kuchen, wie mit dem Messer abgeschnitten vor der schreiend blauen Tuchunterlage des Meeres. Da rufen wenigstens einige Halbmonddünen erlebte Bilder wach, jene dunklen Herden

werden wohl Dornsträucher sein. Sicher, die spanische Kolonie Rio de Oro, die Gegend von Cap Cisneros, gilt als eine der ödesten, leersten der Erde. Aber das Überraschende des Eindrucks muß doch vornehmlich in der ungewohnten Perspektive liegen. Für mich ist diese Art des sogenannten Stratosphärenfluges neu, die mir vertrauten Höhenlagen bis zu dreitausend Meter ergeben ein realeres Bild als diese von sechs- bis siebentausend Meter. Als ein Triumph menschlicher Abstraktionskraft nähert sich die lebendige Landschaft, aus den heutigen Luftverkehrsmitteln angeschaut, immer mehr ihrem geographischen Kartenbild. Im Vergleich wirkte die Ansicht aus dem Luftschiff „Hindenburg“ 1937 noch plastisch. So wird wohl nur Phantasie helfen, die kartographische Chiffersprache in die Wirklichkeit zurückzuübersetzen. Der Strand gibt einen hilfreichen Schlüssel. Wie endlos er sich dehnt. Wie die Schaumkronen des Passats in einer scheinbar harmlosen Brandung anrollen. Welche Unzahl nie betretener Badeplätze. Spürst du die Sonne auf der Haut, das Federn des Sandbodens unter den Sohlen, das Brechen der Muschelschalen unterm Tritt, hörst du das perlmutterne Knacken? In die gigantische Leere fallen aus dem Gedächtnis Namen: Casablanca, Mogadore, Philippeville. Seltsame Macht der Dichter – nicht die Zusammenkunft der großen Vier während des Krieges, sondern Claudel und Saint Exupéry haben uns auch diese weltabgewandte Öde nahegebracht.

Wird die Natur fremd, drängen sich die Menschen aneinander: überall lebt das Gespräch auf. Ich bin wieder einmal froh, nicht mehr jung zu sein. Die Jugend sucht sich gern zu messen, gleich ist sie mit dem Gefühl verstrickt, es geht ihr um die Macht der eigenen Persönlichkeit, die wachsen will. Im höheren Alter beschäftigt das Herausspüren, das Erkennen des anderen in seinem vollständigen, heilen, durch den Partner nicht verletzten Lebenskreis. Eine Rangstufe niedriger vor den Tieren und Pflanzen, nicht mehr bedeutet das: Schmetterlingssammlung oder Herbarium, sondern ruhiges Beobachten in der Freiheit. Was von Freude am einzelnen, an der Farbe, am Flügelschmelz, am Besitz und an der Vollständigkeit vielleicht verlorengeht, wird reichlich aufgewogen durch die Schnelligkeit des Blicks, die das erhaschte Stück sogleich zum Ganzen ausrundet. Doch wahrscheinlich ist es auch die Nähe zum Tode, welche den Alternden davor zurückscheuen läßt, Lebendigem sehr nahezutreten.

Im Längen der Stunden greife ich nach der Schreibmaschine, einige Briefe zu beantworten. Wie italienische Tenöre am abendlichen See oder Hähne durch Nachahmung unwiderstehlich gereizt werden, sie singen müssen – so tippt binnen kurzem die halbe Belegschaft.

Beim Aufsehen einmal fällt mein Blick auf den Mond. Ich habe ihn vorher nicht bemerkt. Er steht in Sonnennähe, dennoch leuchtet er stark. Krater und Meere sind für das freie Auge erkennbar. Dadurch werde ich auf das veränderte, tiefere Himmelsblau aufmerksam. Die Welt zerfällt gleichsam in zwei Atmosphären, eine untere, zwar noch durchsichtige, aber durch die Feuchtigkeit des Passatwindes leicht ins Silberne abgetrübte, und eine obere, vom Antipassat getrocknet und deshalb glasklar, darin wir schweben oder hängen. Kaum zu schätzen, wie weit der Horizont reicht, er umspannt einen Kreis von mindestens fünfhundert Kilometer Durchmesser. Beides, das starke Tagleuchten des Mondes und die Himmelsfarbe dicht vorm Schwarz, läßt

die Nähe des Weltenraumes fühlen. Noch ein wenig höher und Nacht bräche ein, auf der sonnenabgewandten Seite träten die Sterne hervor. Bald führen unsere Forschungsfahrten in Schichten empor, welche die natürlichen Entstehungsbedingungen unseres irdischen Lichtes nicht mehr kennen. Wie werden wir uns der Äthernacht anpassen? Bisher gingen unsere Eroberungen in die Fläche. Man kann die Geschichte namentlich der europäischen Menschheit als ein Dehnen des Höhlen-, Hütten-, Kirchturm-, Gauhügel-, Hauptstadt-Horizontes bis ins Vollrund des Kugelmantels der Erde auffassen. Das ist eine große, aber durchaus einseitige Leistung, Höhe und Tiefe hat man vernachlässigt. Gemessen an der Flächenerstreckung bedeuten die wenigen Kilometer gegen das Erdinnere und die Stratosphäre, in denen wir uns bisher körperlich bewegen, nicht viel mehr als eine Haut. Mit den Mikroben, mit den Käfern, mit aller belebten Materie teilen wir das Schicksal, einer ganz schmalen Schicht zugeordnet zu sein. Schätzen wir sie einmal auf zwölf Kilometer, so durchstürmt sie Harald Viking parallel zum Erdboden oder zum Meeresspiegel in zwei Minuten. Wie wird unser Raum- und Weltgefühl, wie werden wir selber uns ändern, sollten wir nun, vielleicht sehr rasch, Höhe gewinnen? Die ungewohnte Perspektive dieses Fluges zwingt beinahe zu solchen Überlegungen. Auch der Weg von der berühmten Ersteigung des Mont Ventoux durch Petrarca über den Alpinismus, die Ballonaufstiege und Flugrekorde zur bemannten Weltraumrakete unterliegt dem Gesetz der Beschleunigung.

Dieser sonderbare Mond läßt mich so leicht nicht los – verlieren die irdischen Dinge an Gewicht, drängen die kosmischen sich vor. Halbiert hängt er da unvermittelt, gleichsam ohne Recht über uns, einer Jockeimütze ähnlich, die ein Luftstrom emporträgt.

„Wie eine flache Schale schwebt der Mond,
Rot fließt sie über und verfärbt die Flut,“

schien es mir früher einmal in diesen Breiten von Bord des Schiffes aus. Damals lag er umgekehrt, auf dem Rücken. Nimmt er nun zu oder ab? Im Weggleiten über den Äquator nach der südlichen Hemisphäre kippt der Mond für den Beschauer von der Erde aus gleichsam um, schließlich tauschen die Seiten den Platz. Zwischen den Wendekreisen etwa ist die Drehung so weit vorgeschritten, daß er in seinen Halbzeiten oft bäuchlings oder rücklings zu liegen scheint. Ich erinnere mich eines in Rio geführten abendlichen Gespräches über die Besonderheiten der südlichen Halbkugel, den Tausch der Jahreszeiten und Mondphasen, daß A- und Z-Gestalt nicht wie bei uns Schwinden und Zunahme, sondern das Gegenteil bedeuten und dergleichen. Da behauptete einer aus der Runde, ein kluger Mann, allerdings nach einigen Whisky Soda, südlich des Äquator ginge die Sonne im Westen auf, im Osten unter, und war nur schwer von seinem Irrtum zu überzeugen. Daraus erhellt, welche Mühe es macht, uns verschiedene gegeneinander bewegte Systeme vorzustellen, alle die Konstellationen durchzudenken, welche sich aus voneinander unabhängigen Bewegungen ergeben. Dabei sind die astronomischen Zyklen die mathematisch reinsten und darum erklärbarsten, an ihnen ist die Menschheit auf das Wesen solch kombinierter Bewegungen aufmerksam geworden. Wie sollen wir da erst mit dem Leben, mit der Wirklichkeit fertig werden, die aus

einer unüberschaubaren Vielzahl heterogener, ineinander bewegter Systeme besteht?

Der Körper merkt, daß es abwärts geht. Lange bevor ich das veränderte Motorengeräusch, das Wachsen der Wellenzüge drunten wahrgenommen habe, weiß etwas in mir, daß wir zur Landung ansetzen. Ein verwickeltes Zusammenspiel verschiedener Sinne muß durch den Druckausgleich in Gang kommen, von uns noch zu wenig erprobt, es lokalisieren zu können. Vielleicht gewinnen wir so Erfahrungen des Leibes zurück, die lange vor dem Menschsein gemacht worden sind. Berührungsstellen zwischen unserem Organismus und der Umwelt gibt es zahllose, doch der wenigsten sind wir uns bewußt.

Nichts von Gambia und Senegalfluß, denn schon seit Stunden sind wir wieder weit draußen über See. Was da in Sicht kommt, eine trockene, in Brandungsklippen auslaufende Halbinsel, darf durchaus als Fortsetzung der Sahara gelten, deutet nicht auf die Nähe regenreicher, tierwimmelnder Urwälder. Der stärkste Blickfang sind die in Sternform aufeinander zueilenden Rollbahnen eines neuzeitlichen Flugfeldes. Allmählich gewinnt ein Hügel Form, auf ihm eine Zitadelle oder gar eine Moschee. Typische Tropenhäuser für Europäer, von Kegelhütten in den Außenbezirken umgeben. Über dem Ufer die ersten Seevögel; außer dem Condor in der Kordillere hätte kein Lebewesen Harald Viking in sechstausend Meter Höhe zu folgen vermocht. Nur an dem vorübergleitenden Schatten merke ich, daß uns auf der anderen Seite ein Flugzeug begegnet. Das Ausschweben der Maschine vor der Landung hat etwas Beruhigendes, obschon das Aufsetzen ja eigentlich der kritische Augenblick ist.

Martialisch blickende Senegalschützen in Korkhelmen und weißen Shorts, Pistole im Gürtel, bewachen unseren Einzug. Architektur mit malerischem Schmuck gehört unverkennbar jenem Zweig Pariser Kolonialkunst, der sich sonst nur auf Geldscheinen und Briefmarken hält, als Überlebensel der Mode von 1912. Fletschende Neger servieren in allen Sprachen, kein Gang des traditionellen Diners fehlt. Die Postfräulein jedoch sind betont weiß und die Bankbeamten betont langweilig, die Öde des Kolonialdaseins stockt förmlich vor ihrem Schalter. Postkarten mit schwarzen ethnologischen Nacktheiten rechnen auf die gleichen Käuferinstinkte wie die Abbilder der „Oriental beauties“ in Ägypten. Es stellt sich heraus, daß der afrikanische Franc doppelt soviel wert ist wie der „metropolitain“ (der pazifische das Fünffache, kluge Schachzüge der Finanzpolitik). Der algerische Rotwein läßt sich trinken.

Durch die überall offenen Hauswände hat der lebhafte Seewind Zutritt, so kommt kein Hitzegefühl auf. Das erinnert an die klimatischen Bedingungen von Recife drüben, jenseits des Äquators, etwa unter gleicher Breite. Wann hier Regenzeit ist? Die mühsam gewässerten Begonien und Aloen im Hof kümmern, das Gras steht braunverbrannt, einige große Bäume in der Ferne sind von der Dürre skelettiert. Einen Rest von milchigem Grün bewahren über die Fläche gestreute Büsche mit großen, lappigen Blättern, wohl Euphorbien. Doch was kann ein armer, eingesperrter Transpassagier vom Land untersuchen? Da kommt ein wirklicher Gruß, den keine militärische Sperre abhält: der braune Milan kreist über den Abraumhaufen der Hotelküche. An Eleganz des Umrisses und des Fluges übertrifft dieser Afrikaner bei weitem alle seine Zunftgenossen von des lieben Gottes Gesundheitspolizei aus den

anderen Kontinenten, insonderheit den schwerfälligen, schwarzen, amerikanischen Urubú oder Gallinazo. Während diesem der Name Aasgeier angemessen scheint, dünkt die Bezeichnung Schmarotzermilan ungerecht herabwürdigend. Wie ich gerade einem haubenlerchenähnlichen, grau am Boden hinhuschenden Vögelchen nachzuspüren versuche, wird abgerufen und ich muß meine Zigarette austreten.

Harald Viking hat derweil anderthalb Stunden in der Gleichersonne gebraten, beim Betreten der Kabine ist es, als schläge einem ein Hammer auf den Kopf. Geraume Zeit erst nach dem Verschwinden der Küste hat die Höhenluft wieder durchgezogen. Mit einer gewissen Feierlichkeit wird von der Führerkanzel aus die eigentliche Ozeanüberquerung angesagt, siebeneinhalb Stunden ohne Land. In der Tat ist das Vertrauen des Menschen in seine eigene Leistung verblüffend. Kaum haben wir das Handwerk der Ozeanfliegerei gelernt, erachten wir schon jeden Sicherungsdienst für überflüssig. Mag sein, ich täusche mich, doch weder in Dakar noch in Recife noch auf Fernando Noronha war eine Reservemaschine zu sehen. Es ist doch auch noch nie ein Unglück geschehen. Und man empfängt Belehrung, daß der nahtlos wasserdichte Rumpf des Flugzeugs nach Absprengen der Motoren lange Zeit zu treiben vermöge, daß man sich bei Gefahr mit Ruhe vom Personal in die Schwimmwesten helfen lassen solle und dergleichen mehr. Nicht ohne Witz und Berechtigung weisen die Skandinavian Airlines darauf hin, daß sie sozusagen über tausend Jahre Erfahrung im Weltverkehr verfügen. Bei aller Bewunderung der Wikingfahrt zu Handel und Orlog, bei allem Überzeugtsein von der Verlässlichkeit des Funkgeräts – fielen drei der so präzise arbeitenden Motoren aus, es entwickelte sich doch ein recht spannender Roman mit zweifelhaftem Ausgang. Ich ertappe mich dabei, wie ich ihn im Geiste bereits durch die Gestalten einiger Mitreisender ausschmücke, das Fortschreiten der Handlung durch Haifische, durch dunkle Riesenrochen belebe, die mit ihrem Flossensaum langsam, feierlich wie mit Flügeln schlagen. Doch wird der Phantasie Hilfe durch die Wirklichkeit kaum zuteil werden, denn nur zwei der Motoren genügen, uns hinüberzutragen. Ach, was wäre schon aus uns Menschen geworden, hätten wir nicht, trotz aller Skepsis, dieses jugenhafte Vertrauen in unsere technischen Basteleien?

Mit dem Eintritt in die Kalmenzone hat sich wie erwartet der Charakter der Landschaft geändert. Landschaft? Land gerade gibt es weit und breit keines, nicht einmal einer der üblichen Schiffskurse führt durch diese Einsamkeiten. Wieder also fehlen die Worte – Luftschafft? Gewaltige Massen von Feuchtigkeit werden von den Passaten beider Hemisphären in den Äquatorgürtel gedrückt und stauen sich da, von der Hitze um und um gequirlt. Gewitterfronten bilden sich und zerfallen. Plötzlich stürzt Regen in Wasserfällen herab, ohne zu kühlen, schon saugt eine stechende Sonne den Dunst wieder empor und verwandelt ihn zu finsterem Gewölk. Die ersten Schiffer in diesen Gegenden bereits schilderten den erregenden und lähmenden Einfluß der ebenso großartigen wie fürchterlichen Kalmen auf den Menschen. Windstille hielt manchmal durch Monate die Karavellen unter dem Druck von Wasserdampf, Elektrizität und schwerblütigen Farben. Noch jeder erfahrene Kapitän eines modernen Ozeandampfers weiß etwas von der Wirkung dieses Klimas auf die Gemüter seiner Passagiere zu berichten. Die gespannten Nerven

vibrieren, Streit und Eifersucht brechen aus den wichtigsten Anlässen, wohl-
erzogene Leute beschimpfen sich wie Strolche, ergraute Ehemänner wollen in
die Kabinen junger Mädchen eindringen, harmlose Geschäftsreisende nehmen
den zufälligen Aufblick eines Vorüberpromenierenden, empfindlicher denn
Korpsstudenten, als Beleidigung. Der Vater des Schiffes hat bis in die Nacht
zu tun, um zu raten, zu schlichten, zurechtzuweisen. Mit dem Überschreiten
der Wendekreise weicht die Verzauberung wie ein böser Traum. Leicht ver-
legen treffen sich die Rivalen, die Partner tropischer Leidenschaften als nor-
maler Gesellschaftsdurchschnitt wieder, sie verstehen ihre Ausbrüche von
gestern nicht mehr, und beim Abschied im Hafen überdeckt Geschäftigkeit
glücklich eine dumpfe, beunruhigende Erinnerung.

Sind wir in unserer Höhe von all dem unberührt? Die Navigation freilich
steuert in technischer Unerschütterlichkeit geradeaus nach dem Kreiselkom-
paß, kein Intervall, keine Kadenz gliedert den Propellerton; das Verteilen der
humoristisch illustrierten Taufdokumente an die Neulinge nach Überqueren
der Linie, immer noch Krönung eines zwar verblaßten, aber echten, spürbar
magischen Festes an Bord der Schiffe, ist hier nicht mehr als eine der gebotenen
Zerstreuungen. Denn die Intensität dieses im Wettlauf mit dem Lichte sich
längenden Tages soll abgeschwächt werden. Mir fällt auf, wie sich die tech-
nische Reglementierung des Luftverkehrs seit meinen letzten Amerikaflügen
vor zwölf Jahren verfestigt hat. Damals konnte es sich ein namhafter Pilot
noch erlauben, mit der nah über die Dächer hinbrausenden Maschine seine
Angebetete aus dem Schlaf zu wecken oder im Tiefflug die Rinder aus den
Tümpeln zu scheuchen, ohne daß ein Gast Anstoß genommen hätte. Daß
sich heute derlei verbietet, ist nicht nur Frage der Disziplin und erhöhter
Verantwortung, sondern wird durch die gewachsene Apparatur erzwungen.

Die Tropenschwüle also ist durch die Lüftungsdüsen über jedem Sitz seit
Dakar längst wieder zerblasen. Doch stellvertretend für den ganzen Leib
nimmt das Auge die Äquatoratmosphäre auf. Aus dem passatischen Ultra-
marin ist die Farbe des Wassers in ein fuchsiges Schwarzblau verwandelt,
darin sich träge die Wellen schleppen, man glaubt ihre laffe Wärme auf der
Haut zu spüren. Das Ausspähen nach Inseln und Fahrzeugen wird schwieriger,
wie drunten die Dunstschleier immer dichter vorüberziehen. Bald läßt stärkere
Wolkenbildung den Schichtenbau der Lufthülle bildhaft werden. Nicht nur
ein Meteorologe hätte seine Freude daran, derart das Wetter entstehen zu
sehen. Niedrig über dem Meere ziehen regelmäßig gereihte Lämmerherden,
darüber, noch tief unter uns, schweben flache, graue Bänke. Schon bauen
sich in der Ferne phantastische Gewitterberge auf, geschwungene Zirren
rauchen von ihren Gipfeln ab bis in die Stratosphäre wie Schnee von hohen
Felsspitzen im Sturm. Nun nähern wir uns solch einem Wolkenbären, brummt
und wummert er nicht in sich hinein? Wir streifen sein Fell, es trieft vor Nässe,
verhängt uns den Tag in Dämmerung. Nach dem Durchstoßen öffnet sich der
Blick auf eine Traumszenerie, ein elysisches Wolkenkapri, sein blendendes
Weiß scheint auf dem Wasser eines Ozeans zu schwimmen, dessen heller Azur
sich in nichts von dem klaren Luft unterscheidet. So ist es wieder, als hinge
man zwischen zwei einander entgegengehaltenen Himmeln, einem oberen und
einem unteren, jeder mit seinen eigenen Formen und Konfigurationen, keiner
gibt nach mit grellem Leuchten. Was zu ergründen die Abstraktionskraft müde

macht, das erschließt sich willig der Anschauung: die Bewegung verschiedener Systeme in sich. Alle diese Wolkenschichten ziehen in andere Richtungen, die wieder der Kurs des Flugzeugs schneidet. Man meint zwischen übereinandergezogenen Spiegeln zu schweben, niemand mehr weiß, was Spiegel und Gespiegeltes ist. Auf der der Sonne abgekehrten Seite legen sich Regenbogenkreise über die ins Wasser gehangenen Schleppen, manchmal doppelt und dreifach, in ihrem Mittelpunkt schwimmt winzig, tiefviolett der Schatten des Harald Viking. Durch den schnellen Flug bauschen sie sich wie bunt bedruckte Tücher, dann werden sie über veilchenfarbenen Wolkenwiesen aufgelöst.

Im langen Hinausschauen aus dem Fenster findet sich ein Gefühl der Jugend wieder. Es stellte sich auf Berggipfeln ein, wenn man nach dem Anstieg, der Ruhe genießend, auf dem Rücken lag und in die Himmelsbläue sah, namentlich nach einem kurzen Schlummer. Da war es, als erschläffe die Anziehungskraft der Erde, eine Art wohliger Schwindel ließ das Schweben oder den Sturz nach oben geradeso möglich erscheinen wie den nach unten. Auch dieses Hintreiben zwischen zwei blauen Abgründen hebt schließlich die Schwere auf, versetzt in einen taumeligen Zustand, als hätte das Medium gewechselt, in dem wir uns zu bewegen gewohnt sind. Es nimmt Gewichtlosigkeit voraus, wie sie an der Grenze des irdischen Kraftfeldes draußen im Weltall einmal für uns wirklich werden könnte, erinnert aber rückgewandt ebenso an das flutende Gehobensein des Schwimmers im Wasser, und so ist auch die Meerestiefe drunten mit ihrem großen Spiel und Widerspiel der Strömungen, der warmen und der kalten, mit ihren selbstleuchtenden Tieren, mit Plankton und Sargasso, mit dem eisigen Stau der Grundwässer gegenwärtig.

Wir sollten, so dünkt mir jetzt, ein wenig dankbarer sein. Bei allem Leid, das uns diese Zeit antut, ist es doch etwas Großes, in einem kurzen Menschenleben eine solche Spanne zu umgreifen, Zeuge eines solchen Weges gewesen zu sein. Denn als ich geboren wurde, sprach man noch vom Todessturz Lilienthals; der ersten Versuche Blériots, Farmans und der Brüder Wright erinnere ich mich wohl, das unförmige Gerüst der letzteren suchte ich als Knabe vergeblich in einem flugfähigen Modell nachzubauen; die Valtigierkünste Pégouds erstaunten uns kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges; als ich mit meinen eigenen Kindern das inzwischen zerstörte und wiedererbaute Technische Museum in München besuchte, faßte mich ein leiser Schauer beim Anblick der Maschinen, in die ich fast zwei Jahrzehnte früher als junger Artilleriebeobachter zusammen mit meinen Altersgenossen unbekümmert gestiegen war, der „Rumpler Tauben“ und „Brandenburgs“; dann habe ich die Entwicklung der Verkehrsfliegerei, den Wettkampf zwischen „schwerer“ und „leichter als die Luft“ in drei Kontinenten verfolgen dürfen; und nun überquere ich auf solche Art den Atlantik. Das soll keiner zerreden, spätere Geschlechter werden uns um unser Dabeigewesensein beneiden.

Fernando Noronha, die brasilianische Strafkolonie, ist das erste Land nach fast sieben Stunden (denn St. Paul's Rock, fast unterm Äquator, habe ich nicht ausmachen können). Vom Dampfer gesichtet erscheint die Insel stattlich, sie trägt ein richtiges Waldgebirge, durch längere Zeit begleitet sie den Kurs, willkommene Abwechslung für die meermüden Reisenden. Der Flug vernichtet sie zu einem dunklen Fleckchen, das im grellen Maßstablosen rasch

vorüberzieht, ein Rollfeld und einige Dächer treten stärker hervor als die von der Höhe eingeebneten Hügel. Schon sind wir wieder allein auf der Welt; ein Fläschchen Sandeman-Portwein soll das verstreute Irdische in uns sammeln und zugleich den bald scheidenden Gästen helfen, Harald Viking in guter Erinnerung zu behalten.

Es beginnt das Ausspähen nach dem Ufer. Denn der Ruf „Land, Land!“ wird für uns nie ganz bedeutungslos werden. Ihn treibt die Wucht langvergangener, tiefer Menschheitserlebnisse hervor, da er Rettung aus Todesgefahr anzeigte, da er aus den Krallen des Skorbut, der Unendlichkeitsangst erlöste, Entdeckerglück hoch anschwellen ließ. Doch das Spiel der Wolken narrt die Konquistadoren von heute noch lange; statt der wirklichen Küste zaubert es eine Eismeerlandschaft voller Gletscher und Schneeschroffen hin, die weit mehr der Antarktis oder Spitzbergen gleicht denn Brasilien. Als die Nähe endlich den Schein zerstört, ist wohl mancher enttäuscht. Ich nicht; denn wieder koste ich die Überraschung aus, daß diese Dschungelwälder schwarz sind, nicht grün, wie die Vorstellung oder phrasenhafte Berichte sie malen möchten.

Die Maschine steht beigedreht vor der Landehalle in Recife, jeden verlangt danach, sich die Beine zu vertreten, der eingesperrten Wärme zu entgehen. Aber die Behörde entscheidet anders. Befehl zum Sitzenbleiben wird erteilt, nach einigem Warten erscheint eine Patrouille der Gesundheitspolizei. Ein schwärzlicher Gentleman bestäubt jeden Passagier sorgfältig mit DDT, ein olivenfarbiger geht bloß mit. Ich muß an die Maikäferbekämpfung in Frankfurt denken. Das Gesprühte ist durch einige Minuten einzuatmen. Weshalb? Oh, alle Verordnungen haben irgendeinen Sinn. Wir kommen aus Afrika. In Afrika gibt es die bösen Tsetsefliegen, die Erreger der Schlafkrankheit. Auf dem Flugplatz in Dakar könnte doch . . . und einmal soll . . . Natürlich, wir mußten ja auch für die Einreise eine Bescheinigung beibringen, daß wir frei von Trachom, dem ägyptischen Augenübel, seien. Trachom ist zwar in Mitteleuropa unbekannt, nicht aber in Brasilien. Tut nichts, logische Operationen haben etwas Unheimliches an sich, man weiß nie, ob sie nicht umkehrbar sind, einmal könnte der Verlauf von der Wirkung nach der Ursache hinführen. Jetzt läßt man uns aussteigen. Wir möchten gerne essen. Nein, so schnell geht das nicht, erst Paßkontrolle, Prüfung der sanitären Dokumente. Beteuerungen, daß wir Passagiere für Rio seien, werden überhört, auch hier beweist der Staatsapparat sein Daseinsrecht, wir müssen alle Leidensstationen passieren. Doch eine menschliche Geste wischt den Ärger weg. Einer der Beamten läßt sich von mir genau erklären, was die beiden schwer aussprechbaren deutschen Worte „Impf-Zeugnis“ im Portugiesischen bedeuten. Er tut es nicht aus amtlicher oder privater Neugier, er kennt sie längst. Er tut es deshalb, weil er das Ungute der Situation fühlt, weil er dem in seinem Lande als Gast ankommenden Fremdling aus ihr helfen, dem zufälligen Treffen eine persönliche Note geben möchte. Es gelingt ihm. Und so weiß ich, daß ich in Lateinamerika angekommen bin.

Die drei Familien Curtius

Zu Beginn des Winters 1950 hatte der menschenfreundliche Oberbürgermeister von Trier, Dr. Raskin, die Eingebung, eine kleine Gruppe in Köln tätiger Journalisten zu einem Besuch seiner ehrwürdigen Stadt einzuladen. Es war eigentlich keine Jahreszeit für eine Moselfahrt, aber wir wollten ja vor allem die großen römischen und mittelalterlichen Monumente sehen und uns außerdem davon überzeugen, inwieweit es dem Stadtbaumeister Alfons Leitz gelungen war, die Kriegsschäden innerhalb der Stadtarchitektur zu beheben (nebenbei bemerkt, es war ihm hervorragend gelungen). Angesichts dieses Programms wäre, so trösteten wir uns, eine allzu goldene Mosellandschaft wahrscheinlich nur eine störende Ablenkung gewesen.

Es stand uns aber eine Ablenkung bevor, eine unvorhersehbare Zugabe zu unserem Programm, die mit zum Schönsten gehört, was ich je auf einer Reise erlebt habe. Bei der Begrüßung auf dem Rathaus hatte uns unser Gastgeber verraten, daß man sich binnen kurzem in einer der alten städtischen Weinkellereien, den „Vereinigten Hospitien“ zu abendlicher Sitzung wiederfinden würde. Als wir dann unser Hotel betraten, erblickte ich in der Halle, hinter einer Zeitung sitzend, einen Mann, den ich wenige Tage zuvor zum erstenmal gesehen und der sich mir sehr tief und unvergeßbar eingeprägt hatte. Es war der Archäologe Ludwig Curtius. Er hatte gerade in Köln zwei Vorträge gehalten: einen über „Die Deutschen in Rom“, der nicht nur ein von dichter Anschauung gesättigter, auf jedem Schritt von lebendig-persönlichen Erinnerungen durchwebter Gang durch die Ewige Stadt gewesen war – bei dem als eines der geliebtesten Leitbilder immer wieder der Name Goethe beschworen wurde –, sondern auch eine atemberaubende Darstellung der auf römischem Boden vollzogenen Vereinigung von Antike und Christentum. So bezeichnend war diese Darstellung, so personal durchprägt jedes einzelne Wort, daß man ohne weiteres begriffen hatte, wie sehr sie auch ein Teil Selbstdarstellung des Sprechenden gewesen war; und als Curtius von den verschiedenen „Entwürfen“ gesprochen hatte, die die einander ablösenden Epochen und Generationen, die Nationen und Persönlichkeiten zu einem vollkommenen Humanismus leisteten – ohne solche Vollkommenheit je zu realisieren –, da war es wohl den meisten unter den vielen hundert Zuhörern klargeworden, daß sie einen solchen Gestalt gewordenen „Entwurf“ des Humanismus vor sich hatten und daß die Chance, ihm in ähnlichen Verkörperungen noch häufig zu begegnen, angesichts des nun allmählich unter uns aussterbenden 19. Jahrhunderts erschreckend gering geworden ist. Und so ging denn ein Hauch von Trauer und Abschied aus von dem geistesmächtigen Mann am Katheder.

Bei einem zweiten Vortrag, in einem kleineren Kreise im Kölner archäologischen Seminar gehalten, hatte Curtius sich die Interpretation eines Vasenreliefs zur Aufgabe gemacht, und hier konnte man nun den Gelehrten erleben: die zärtliche Eindringlichkeit, mit der er einem Spezialproblem nachging, ohne darüber die leitenden Ideen seiner Wissenschaft auch nur für einen Moment aus dem Auge zu verlieren; die künstlerische Fähigkeit, an einem

konkreten Gegenstand das Ganze einer antiken Epoche aufleuchten zu lassen und dies in einem so dramatisch angelegten Aufbau des Beweisganges, daß man, nach Abwägung aller Möglichkeiten auf das letzte Teilchen in der Kette interpretierender Überlegungen wie auf eine langbegehrte Erfüllung wartete und schließlich gebannt und beschenkt zurückblieb, als das letzte deutende Wort gefallen war.

Und diesen (damals 76jährigen) Deutsch-Römer Ludwig Curtius sah ich nun plötzlich in der Hotelhalle vor mir: welche Gelegenheit, hier die spontane Danksagung nachzuholen, an der mich in Köln die vielen Freunde und Schüler gehindert hatten. Ich stellte mich also vor, sagte ein paar erklärende Worte und hatte die Freude, daß er, „für so reizvollen Dank dankend“, sich mit altväterischer Courtoisie über meine Hand beugte. Dann machte er mich mit seinem Begleiter bekannt, der sich mit ihm zusammen erhoben und noch im Hintergrund gehalten hatte: es war Walther Furtwängler, eine mager, schlank aufragende Gestalt mit langem Hals und einem abwesend träumerischen Gesicht, das dem Gesicht des älteren Bruders, des berühmten Dirigenten, sehr ähnlich war. Neben dieser langen und geschmeidigen Figur machte der nicht gerade kleine Curtius einen fast gedrunenen, bäuerlich robusten Eindruck: man sah plötzlich die Allgäuer Vorfahren in ihm. Wir tauschten einige Worte, die den römisch-germanischen Kunstschatzen der Stadt galten, denn um sie wiederzusehen hatte Curtius diesen Abstecher nach Trier unternommen; er wolle aber bald wieder zurück in Rom sein, „in meiner zweiten Heimat“.

Was ich dann tat, war wohl Ludwig Curtius gegenüber etwas eigenmächtig: ich läutete Sturm auf dem Rathaus und fragte den Oberbürgermeister, ob er denn ahne, welchen erlauchten Gast die Mauern seiner Stadt beherbergten? Und ich wagte die Anregung, den für uns geplanten Abend mit einer oberbürgermeisterlichen Einladung an den berühmten Archäologen zu verbinden. Freilich, das wurde dem Dr. Raskin sofort klar, mußte man dann auch noch einen ebenbürtigen Gesprächspartner beschaffen. Der sei jedoch möglicherweise zu haben: es sei der Prior der alten Benediktiner-Abtei St. Matthias, Dr. Eucharius Zenzen, der jung und gelehrt und übrigens ziemlich lange in Rom gewesen sei. Wenn er verfügbar sei und Curtius käme, würde er bestimmt auch kommen; er sei ein ausgezeichnete Mann.

Nun, sie kamen beide: Curtius nach einigem Zögern zusammen mit seinem Freunde Walther Furtwängler; der Pater Prior hurtig im wehenden schwarzen Mantel seines Ordenshabits mit dem dazugehörigen großen schwarzen Hut; sein klares gespanntes Antlitz, in dem Geist und Güte herrschten, war überwacht von lebendigen dunklen Augen, die bei der Begrüßung den ganzen Menschen kurz, aber entschieden in sich aufnahmen. Die beiden Männer kannten einander noch nicht, dennoch kannten und verstanden sie sich bereits nach dem ersten Händedruck. Und das wohl nicht nur, weil Curtius, der Sohn Augsburgs, bei den Benediktinerpatres des Gymnasiums St. Stephan zur Schule gegangen war, nicht nur, weil beide, der Archäologe und der Theologe, Rom als gemeinsamen Beziehungspunkt besaßen, sondern weil jeder im anderen den gültigen Vertreter einer Ausformung des abendländischen Humanismus – und damit einen Menschen respektierte. Was sich daraus an Kommunikation, an sich ergänzender Mitteilung, an sich erwärmendem Einverständnis bis hin zum

geistreich-ernsten Witz ergab, das war ein Schauspiel, das wir übrigen durch viele Stunden hindurch als Augen- und Ohrenzeugen begleiteten und an dem wir nur hier und da mit Fragen und Anregungen aktiv teilnahmen. Wir saßen allerdings nicht „trocken“ an dem langen Tisch, dem der Prior mit Curtius neben sich präsiidierte; vielmehr hatte der Wein, den unser Gastgeber aus den Beständen der städtischen Weinkellereien ausschenken ließ, seinen guten Anteil daran, daß dieser Abend zu einem Symposium wurde. Zwischen acht Uhr abends und ein Uhr nachts tranken wir uns an vielen Weinsorten hinauf, denn traditionsgesättigte Erfahrung der Trierer Weinschenken präsentierte uns die Spitzenweine von Mosel und Saar in einer sich steigenden Reihenfolge. Da unsere Gläser aber immer nur mit wenigen Schluck bis zu einem Drittel gefüllt worden waren, da wir die einzelnen Weinsorten somit „schmeckten“ und nicht „tranken“, gerieten wir nicht in Vernebelung, sondern in zunehmende Klarheit und Helligkeit. Und nichts war schöner, als Curtius dabei zuzuschauen: wie er den jeweils neuen Tropfen aus prüfenden Augen hinter dicken Brillengläsern betrachtete, dann beschnupperte, und schließlich, während er das Glas an die schönen unasketischen Lippen führte, mit einem von allen Sinnen unterstützten, von langjähriger Kennerschaft erhellten Unterscheidungsvermögen „zerschmeckte“. Auch der Prior setzte manchmal sein eigenes Glas ab und schaute seinem Nachbarn zu, und vielleicht ging es ihm nicht anders als uns: wir bekamen dabei auch eine Ahnung von jenem aus Geist und Sinnen gespeisten glückhaften Vermögen, ein Marmorstück, eine Tonscherbe, einen aus der Erde auftauchenden Torso zu erkennen, ihm seine Geschichte abzufühlen. Ecce archaeologus!

In seinen Lebenserinnerungen „Deutsche und Antike Welt“ (geschrieben zwischen 1943 und 1945, erschienen 1950 in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart) – einem großartigen Buch, das es verdiente, den Deutschen zum festen Bildungsbesitz zu werden –, hat Ludwig Curtius über seine Herkunft und seinen Lebensweg berichtet. Der am 18. Dezember 1874 in Augsburg Geborene stammte väterlicherseits aus einer Arztfamilie; der Großvater Curtius war als junger Mann mit dem König Otto in Griechenland gewesen und hatte in späterer Zeit als Leibarzt einer russischen Dame ein Jahr in Italien zugebracht, von wo er im Stile Rottmanns gemalte farbenprächtige Landschaften mitbrachte. So waren also gerade jene beiden „antiken“ Länder, die dem Enkel einmal so viel bedeuten sollten, schon von seinem Vorfahren bereist worden. Jene Aquarelle wurden zu Familienheiligtümern; an ihnen pflegte der Vater Curtius, ein überaus beliebter Augsburger Kinderarzt, der seine beiden Söhne (von denen der jüngere wiederum Mediziner wurde) mit großem Ernst erzog, zu beweisen, „daß nur der bildende Künstler ein wirklicher Mensch sei“. Ludwig Curtius' Mutter entstammte dem großbäuerlichen Geschlechte Goehl, das Mitte des 18. Jahrhunderts aus Immenstadt nach Hindelang im Schwäbischen Allgäu gekommen war und es dort zu beträchtlichem Wohlstand gebracht hatte. Ein Goehl war einmal Abt von Ottobeuren gewesen. Eine von Ludwig Curtius mit großer Liebe gezeichnete, oftmals beschworene Figur ist die der Großmutter Goehl, die bis ins hohe Alter wie eine Fürstin auf ihrem Hofe – der auch den Gasthof „Zum Adler“ einschloß – regierte und dem Begabtesten unter ihren Enkeln mit liebevollem Respekt

zugetan war. Dieser Respekt wurde auch von andern Verwandten geteilt: ein jüngerer, jahrelang bettlägeriger Vetter, dem Ludwig Curtius bei seinen Besuchen seine vielen Fragen über Gott und die Welt geduldig beantwortete, sagte von ihm zum Hausfaktotum: „Weißt, der Augsburger Ludwig ist heilig“, und er gab als Begründung: „Ja, hörst du nicht zu? Er weiß alles.“

Nach den benediktinischen Gymnasialjahren, die den „alleswissenden“ Jüngling mit einem humanistischen Bildungsvorsprung ausrüsteten, dessen sich auch der reife Mann dankbar bewußt blieb, wandte sich der Student zunächst der Philosophie und, von der nationalliberalen Atmosphäre des Elternhauses angeregt, der Jurisprudenz und der Volkswirtschaftslehre zu. Lujo Brentano wurde sein Lehrer in München, Gustav Schmoller dann in Berlin. Zwei Männer beeindruckten ihn in der Reichshauptstadt aufs tiefste: Treitschke, dessen letztes großes Kolleg vor seinem Tode (1896) er erlebte, und „mein berühmter Namensvetter Ernst Curtius, dessen griechische Geschichte mich am Gymnasium begeistert hatte, der aber in einer undankbaren rasch dahinlebenden Zeit schon wieder halb vergessen war . . . Vielleicht war von den vier schönsten Greisengesichtern, die ich in meinem Leben gesehen habe, dem von Adolf Cornelius, jenem von Ulrich von Wilamowitz, dem des Physiologen Kries und seinem, eben dies letzte das schönste. Es lief mit der edlen schmalen Nase gegen Mund und Kinn schmal zu, schien mit der altersblassen Wange ganz vergeistigt und nur beherrscht von der hohen, von lang gehaltenem Haar umgebenen Stirne, unter der hinter der Brille ein Paar großer prachtvoller blauer Augen saß.“

Als Ludwig Curtius, nach München zurückgekehrt, mit einer ihm von Schmoller angetragenen Dissertationsarbeit bei dessen Antipoden Lujo Brentano scheiterte (später hatte er vielfach die wissenschaftlichen Gegnerschaften gegen seinen archäologischen Lehrer Adolf Furtwängler auszusuchen), beschloß er, sich der Kunst zu widmen und bezog die Münchener Akademie. Aber auch das war noch nicht das Richtige; er begriff bald, daß er die ihm vorschwebende Nachfolge Hans von Marées produktiv nicht erreichen würde. Erst mit dem dritten Anlauf landete er dort, wo er hingehörte, bei Adolf Furtwängler und der Archäologie. Es folgte die innige Verbundenheit mit der Familie seines Lehrers durch die Übernahme der privaten humanistischen Ausbildung des jungen „Willi“, die sich für ihn und seinen Schüler um die Beziehung zum Hause Adolf Hildebrands in Florenz bereicherte; es folgten die vielen vielen Reisen nach Italien und schließlich die Ausgrabungsreisen nach Kleinasien und Griechenland (Hierapolis; Boghasköi; Tiryns, Aegina). Und es begann – nachdem Curtius im Oktober 1907 seinen Lehrer Furtwängler am Ende einer solchen Reise in Athen bestattet hatte – die genau zwanzig Jahre (1908 bis 1928) umfassende akademische Lehrtätigkeit mit den Stationen München, Würzburg, Erlangen, Freiburg/Br. und Heidelberg, die ein ständiges Wachsen der Erkenntnis, der umfassendsten Weltanschauung, und einen ungeheuren Reichtum an menschlichen Begegnungen bedeutete. In die Erlanger Zeit fiel der erste Weltkrieg, zu dem sich der vierzigjährige Professor freiwillig meldete und den er dann als Nachrichtenoffizier auf dem Balkan mitmachte.

Und dann kam Rom: 1927 wurde Ludwig Curtius als Erster Direktor an das Deutsche Archäologische Institut berufen, dem er zwanzig Jahre zuvor als Stipendiat angehört hatte. Und er blieb in Rom – auch dann noch, als die

Nationalsozialisten ihm 1938 den Institutsposten entzogen. Denn Ludwig Curtius gehörte längst in die große Reihe der „Deutsch-Römer“, gehörte in seiner „Katholizität“, mit seinem universalen Wissen und seinem Charme, seinem den Freunden aus aller Welt geöffneten Haus, das ihm „eine ungeheuer begabte Frau“ und Töchter bereicherten, als legitimer Bürger zu jener Stadt, deren unvergänglicher Reichtum in sein eigenes Wesen und in sein Lebenswerk eingegangen sind. (Von seinen Werken seien genannt: die beiden ersten Bände im Handbuch der Kunstwissenschaft über „Die antike Kunst“, 1924–1931; „Die Wandmalereien Pompejis“, 1929; „Das antike Rom“, 1944.) Eine Geschichte der römischen Kunst hat er unvollendet hinterlassen. Am 10. April 1954, acht Monate vor seinem 80. Geburtstag, trat ein freundlicher Tod neben ihn an seinen Arbeitstisch: mitten in der Vorbereitung der Festrede „Über die griechischen Götterideale“ zum 125 jährigen Gründungstag des Archäologischen Instituts (21. April) wurde ihm buchstäblich die Feder aus der Hand genommen. „Aber Homer . . .“, so hatte der letzte Satz begonnen.

Es bestehen keine verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der süd-deutsch-katholischen Familie von Ludwig Curtius und der norddeutsch-protestantischen des „schönsten Greises“, den der junge Student während seiner Berliner Semester sah und hörte und dessen Sarg er im Sommer 1896 verehrungsvoll begleitete. Der Großvater von Ernst Curtius, Carl Werner Curtius, war Mitte des 18. Jahrhunderts aus Narwa, der Stadt am Peipussee, nach Lübeck gekommen, hatte sich in der Hansestadt als Arzt niedergelassen und die Tochter des Bürgermeisters Krohn geheiratet. Sein Sohn Carl Georg (1771–1857) wurde ein angesehener Lübeckischer Syndikus; aus seiner Ehe mit der Tochter des Senators Plessing gingen vier Söhne hervor. Der älteste, Paul, wurde Pfarrer; der zweite, Theodor Curtius (1811–1889), Senator und Bürgermeister, heiratete Cäcilie, die Schwester des berühmten Diplomaten Kurd von Schlözer. (Der Sohn Karl dieses Paares begründete 1906 einen Verlag in Berlin, in dem u. a. die Briefe von Ernst Curtius, herausgegeben von seinem Sohn Friedrich, erschienen sind.) Der Jüngste jener vier Brüder war Georg Curtius (1820 bis 1885), der als klassischer Philologe viele Jahre in Leipzig wirkte und eine berühmt gewordene „Griechische Grammatik“ verfaßt hat.

Ernst Curtius (1814–1896), der Zweitjüngste, war zweimal verheiratet: aus seiner ersten Ehe stammt Friedrich, der Vater des Romanisten Ernst Robert Curtius. Seine zweite Frau war Clara Reichhelm, die jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau Auguste. Es sei gleich noch erwähnt, daß Dora, die Tochter aus dieser zweiten Ehe, in das Haus Lepsius heiratete: sie wurde die Frau von Richard, dem ältesten Sohn des großen Ägyptologen – der als Geologe in Darmstadt wirkte – und somit die Schwägerin des Malerehepaares Reinhold und Sabine. Die Häuser Curtius und Lepsius standen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin. Und es darf nicht unterschlagen werden, welchen wichtigen Anteil an der hohen Kulturatmosphäre der beiden Häuser die jeweiligen Frauen hatten: wie Elisabeth Lepsius dort (eine Urenkelin Friedrich Nicolais und aufgewachsen im Hause der Nicolaï'schen Buchhandlung, Brüderstraße 13), so war es

Clara Curtius hier, die, nachdem sie bereits die Göttinger Professorenjahre ihres Gatten, „die Glanzzeit ihres Lebens“, mit ausgesprochener Gabe zur Geselligkeit belebt hatte, das patrizierhaft bürgerliche Curtiushaus in Berlin zu einem Vereinigungspunkt für Menschen aus allen Gesellschafts- und Berufskreisen machte. Der von Ernst Curtius verkörperte hohe Idealismus, ein Geist der Frömmigkeit und des Wohltuns, vor allem auch eine lebendige Vaterlandsliebe waren die Lebenselemente dieses Hauses, „und seine Bedeutung lag wesentlich in der Art, wie die Kulturideale der Goetheschen Epoche in die nüchterne Gegenwart übertragen und mit den Ergebnissen der nationalen Entwicklung verschmolzen waren“ (Charlotte Broicher, Erinnerungen an Clara Curtius, Berlin 1900).

Mit dem Stichwort „nationale Entwicklung“ ist ein Umstand berührt, der für den gesamten Lebensgang von Ernst Curtius bedeutungsvoll wurde. Denn er verfolgte die Schicksale Preußens und die Kämpfe um das Zustandekommen des Reichs nicht nur mit der Teilnahme des Patrioten, sondern noch mit dem besonderen Anteil eines dem Hause Hohenzollern Verbundenen. Er hatte, nach den zusammen mit seinem Freunde Emanuel Geibel in Lübeck verbrachten Knabenjahren, in Bonn (bei Gottlieb Welcker und Christian August Brandis), dann in Göttingen (bei Otfried Müller) und in Berlin (bei August Böckh) studiert, hatte in Halle mit einer Arbeit über die Häfen von Athen, deren Topographie er bereits an Ort und Stelle erforscht hatte, promoviert, als er im Februar 1844 im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin einen Vortrag über die Akropolis hielt (seltsam vorgreifende Parallele: zu Füßen der Akropolis hatte er 1840 seinen Lehrer Otfried Müller bestattet; 67 Jahre später bestattete Ludwig Curtius in Athen seinen Lehrer Adolf Furtwängler!). Unter den Zuhörern bei jenem Vortrag war die Prinzessin Augusta von Preußen, die nachmalige erste deutsche Kaiserin. Sie fühlte sich von der edlen Sprache und der warmen Begeisterung des jungen Redners – der übrigens auf Grund dieser besonderen Redegabe sowohl in Göttingen wie in Berlin als letzter den Posten des „professor eloquentiae“ bekleiden und eine Reihe berühmter Festreden halten sollte – so angesprochen, daß sie ihn zum Erzieher ihres damals dreizehnjährigen Sohnes Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Kaisers Friedrich III., machte. (Auch hier ist die frappierende Parallele nicht zu übersehen: es war ein gerade dreizehnjähriger Wilhelm Furtwängler, den Ludwig Curtius ein Menschenalter später als Zögling übernahm!) Ernst Curtius, obwohl von Haus aus kein Preuße, hat dieses verantwortungsvolle Amt sechs Jahre mit großer Hingabe ausgefüllt, mit bescheidenem Stolz und ohne Fürstendienererei, von Anfang an dabei unterstützt von der für alles Ideale aufgeschlossenen hochherzigen Natur seines Zöglings, der ihm bis zu seinem kurzen Kaisertum und tragischen Ende ein innig zugetaner Freund geblieben ist. Man muß in jenem schon erwähnten Briefband einmal die Briefe des Prinzen – dann Kronprinzen und Kaisers – an seinen Lehrer Curtius lesen, um einen Begriff von der menschlichen und geistigen Noblesse dieses Hohenzollernfürsten zu bekommen, der an seinen Professor Curtius in einem bescheideneren und verehrungsvolleren Tone schrieb, als ihn heute, im Zeichen demokratischer Gleichberechtigung, ein Sohn seinem Vater gegenüber anschlägt.

Ernst Curtius begleitete seinen Prinzen auch an die Universität Bonn, um

dann erst Anfang der fünfziger Jahre seine akademische Lehrtätigkeit in Berlin wieder aufzunehmen. 1855 übernahm er die Professur für klassische Philologie und Archäologie in Göttingen, die einst sein Lehrer Otfried Müller bekleidet hatte. Das Hauptwerk dieser glücklichen Göttinger Jahre wurde die „Griechische Geschichte“, die er in drei Bänden (Berlin 1857–1867) herausgab; in dieselbe Zeit (1862) fiel auch seine zweite Reise nach Griechenland, bei der er Ausgrabungen und Messungen an den Stadtmauern und am Alten Markt von Athen vornahm. 1868 wurde Ernst Curtius zurück nach Berlin berufen, wo er sich neben seiner Lehrtätigkeit dem Ausbau des allmählich anwachsenden Museums widmete. Aber erst nach dem Kriege von 1870/71 konnte er sich, unterstützt von den Hohenzollern (die ja schon 1829 das Archäologische Institut in Rom mitbegründet hatten), von der Regierung und vom Reichstag, jener Aufgabe widmen, die ihn berühmt gemacht hat: der Ausgrabung von Olympia. In der Zeit von 1875–1881 wurde der ganze heilige Bezirk des Zeus bis auf das Niveau des antiken Bodens freigelegt. „Eine ganze Welt von Denkmälern und Weihgeschenken in Erz, Marmor und Ton, von den ältesten Zeiten bis zum Ende der Römerherrschaft, eine Fülle von Inschriften in den verschiedensten Dialekten entstiegen der Erde und haben unsere Kenntnis der griechischen Architektur und Plastik auf eine neue Grundlage gestellt“ (Carl Curtius, Zur Erinnerung an Ernst Curtius, Lübeck 1897). Zu den aus dem Boden auftauchenden Schätzen gehörte auch der Hermes des Praxiteles.

Anerkennung und Verehrung aus aller Welt wurden dem Gelehrten mit dem Romantikerkopf zu seinem 70. Geburtstag zuteil. Schüler und Freunde brachten ihm seine von Schaper geschaffene Porträtbüste dar. An seinem 80. Geburtstag wurde ein zweites Exemplar dieser Büste in der Vorhalle des Museums zu Olympia aufgestellt. 1891 gab Ernst Curtius noch als letztes Werk „Die Stadtgeschichte von Athen“ heraus, dann erlag er, nach einem voll ausgelebten, an Erfolgen reichen Leben, am 11. Juli 1896 einem längeren Leiden. In einer Gedenkrede, die Hermann Grimm ein Jahr später auf Treitschke und Curtius hielt, die kurz hintereinander aus der Reihe der großen Gestalten des 19. Jahrhunderts ausschieden, sagte er über Curtius den schönen Satz: „Er sprach wie ein Seher, zuweilen, als ob er mit den Gewölken rede.“

Das Eintreten für die Würde der Wissenschaft, das Ernst Curtius charakterisierte, ist mit ihm in seiner Familie nicht erloschen, sie hat in seinem Enkel, dem Romanisten Ernst Robert Curtius (geb. 14. April 1886) eine neue, einer anderen Zeit und einer anderen Wissenschaftsdisziplin entsprechende Verkörperung erfahren. Ernst Robert ist in Thann im Elsaß geboren, denn sein Vater Friedrich Curtius (1851–1931), ein Jurist, war dort und später in Kolmar als Kreisdirektor (= Amtsgerichtsrat) tätig, und von 1903–1914 bekleidete er in Straßburg das Amt des Präsidenten der Kirche Augsburger Konfession. (Das Erscheinen der von ihm bearbeiteten Memoiren des Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst, dem er im Elsaß nahetrat, verursachte – 1906 – eine „Affaire“, vermochte ihn jedoch nicht seines Amtes zu entheben, in dem er unabsetzbar war.) In einer privaten Familienchronik hat Friedrich Curtius seinen Kindern (zu denen noch der Sohn Friedrich, ein Mediziner, der bis gegen Ende des letzten Krieges als Leiter der erbpathologischen Abteilung der Berliner

Charité tätig war und heute am Städtischen Krankenhaus in Lübeck wirkt, sowie die Töchter Olympia, die Gattin des Freiherrn Victor von Weizsäcker, und Gerda, die Gattin des Schriftstellers Werner Picht gehören) eine wunderbar lebendige Schilderung sowohl der Göttinger Jugendjahre wie seiner elsässischen Mannesjahre hinterlassen; die menschlichen und politischen Spannungen im Elsaß jener Jahrzehnte haben darin einen ungemein interessanten Niederschlag gefunden.

Man muß aber nicht diese Familienchronik kennen, um zu begreifen, was eine in der geistigen Atmosphäre Straßburgs, dieser im besonderen Sinne deutschen und französischen Stadt, verbrachte Jugend für den Verfasser der „Literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich“ (1. Aufl. Bonn 1918) bedeuten mußte. Er selber hat in einem Anhang zu seinem Buch „Kritische Essays zur europäischen Literatur“ (A. Francke-Verlag, Bern 1950) darüber berichtet. Da heißt es: „... zugleich aber wurde französischer Geist auf ganz andere Weise für mich bedeutsam. Meine elsässischen Freunde lasen die „Nouvelle Revue Française“, die „Cahiers de la Quinzaine“. Ein ganz neues Frankreich war da im Werden. Bergson, Rolland, Péguy, Gide, Claudel waren die Sterne, die meine Generation entdeckte“. Diese Sterne aber, denen sich noch Proust, Valéry, Larbaud, Thibaudet anreiheten („Französischer Geist im neuen Europa“, 1925), hat Ernst Robert Curtius für Deutschland entdeckt, und wer in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts studierte, weiß, welche Ausweitung des Blicks, welche geistige Bereicherung er ihm dadurch zu verdanken hat. Weiß man das aber auch heute noch? Eine vom Verfasser unternommene Zusammenfassung jener zwei Hauptwerke (vermehrt um Maritain und Bremond) liegt unter dem Titel „Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert“ heute vor (Francke-Verlag, Bern 1952). Vieles von dem, was bis heute in dem Verhältnis Deutschland – Frankreich problematisch und schwierig erscheint, könnte vielleicht besser begriffen und leichter gehandhabt werden, wenn man in der Stadt Bonn, an deren Universität Ernst Robert Curtius seit Jahrzehnten lehrt und in der man sich so brennend um eine deutsch-französische Verständigung bemüht, jene sublimen geistigen Hintergründe Frankreichs voll in sich aufnähme, die den Deutschen durch die Lebensarbeit dieses Mannes zugänglich gemacht worden sind. Daß man darüber hinaus bei jedem der meisterhaften Essays (z. B. über Proust oder Gide oder – ja wohl! – über die Lyrik des jungen Cocteau) einen hohen geistigen Genuß verspürt, das gehört zu jenen Dingen, die einem hinzugegeben werden, ebenso wie die Ahnung von der Würde einer Wissenschaft, deren Methode im „Zusammenarbeiten von Instinkt und Intelligenz“ besteht und in der Einheit von „Liebe und Erkenntnis“ (Ernst R. Curtius über Max Scheler).

In einer jener idyllischen, noch alte Bonner Atmosphäre atmenden Nebenstraßen, die die von Bahngleisen durchzogene Plittersdorfer Straße und die jetzt von Autokolonnen erfüllte, von Ministerien flankierte Koblenzer Straße verbinden, liegt zu ebener Erde in einem niedrigen Hause die Wohnung von Ernst Curtius' gelehrtem Enkel. Nur wenige Schritte entfernt von den Zügen, die nach Köln oder Bingen brausen, landet man hier auf einer Insel des Friedens – eines Friedens, der hervorgeht aus der immer neu durchlebten, neu durchformten Begegnung mit dem Geiste. Eine schöne

schwarzhaarige, warmäugige Frau, Ilse Curtius, geborene Gottschneider, eine Tochter Bayerns, nimmt den Besucher lächelnd in Empfang und überläßt ihn dann der schrittweisen Einstimmung in das von hohen Bücherwänden eingefasste weiträumige Arbeitszimmer. Aus einem Erker schimmert, dem Schreibtisch des Enkels zugekehrt, die Porträtbüste des Entdeckers von Olympia; kleine antike Plastiken stehen zwischen den Büchern, und hier, an einer Seitenwand – man hält ein wenig den Atem an – sind die Photos von André Gide, von Paul Valéry (dessen funkelnde Lyrik Ernst Robert Curtius so vorbildlich übersetzt hat), von Max Scheler; alle mit Widmungen. „Sie alle sind oftmals in diesem Zimmer gewesen, zu unendlichen Gesprächen...“, sagt hinter mir die Stimme des inzwischen eingetretenen Hausherrn. Sein scharf gemeißeltes Gesicht ist von einem im ersten Weltkrieg erworbenen bis heute nachwirkenden Leiden überschattet; aber es erhellt sich mit jedem Bilde, das er kommentiert, mit jedem Buche, das er liebevoll zur Hand nimmt. In der Tat bedarf es noch einiger Erklärungen: die vielen Porträts von Damen und Herren aus dem 18. Jahrhundert weisen alle in die Familie der Mutter, einer Gräfin von Erlach-Hindelsbank, und damit in die Schweiz. Da ist ein Graf von Erlach, ein streng blickender Schultheiß von Bern; ein anderer, ein Freund Friedrichs des Großen, ist geschmückt mit dem Schwarzen-Adler-Orden. Auch die anmutig hingebreitete kleine Rokoko-Person – sie könnte von Lancret gemalt sein – ist eine Erlach-Dame. Wie schön, wenn man solche Bilder nicht im Museum findet, sondern dort, wo sie hingehören, innerhalb eines lebendigen Bezuges! Von der Familienforschung hinweg kommt das Gespräch schließlich noch auf Gide; ich versuche, mir seine Gestalt, den kantigen Schädel mit den tief liegenden Augen in diesem Zimmer vorzustellen. „Wir waren Freunde“, sagt Ernst Robert Curtius. „C'est l'art d'exprimer le plus en disant le moins“ hat er über diesen Freund, „für den der Klassizismus nicht eine ästhetische, sondern eine moralische Angelegenheit war“, geschrieben. („Französischer Geist im zwanzigsten Jahrhundert“, S. 255.) So respektiere ich auch für mich dieses Wenige und nehme meinen Abschied.

Der „römische“ Curtius ist seinem Namensvetter E. R. Curtius durch gemeinsame Heidelberger Jahre freundschaftlich nahegetreten; von der Existenz eines weiteren Namensvetters, Dr. Julius Curtius, der einer dritten Familie Curtius entstammte, hat er wohl gewußt, doch sind sich die beiden niemals begegnet. Als Ludwig Curtius, der sein Leben lang politisch interessiert war, jahrelang der Deutschnationalen Partei angehörte und zeitweilig sogar Reden hielt, einmal vor einer Reichstagswahl in Offenburg auftrat, fand er beide Namen auf sinnvolle Weise auf einem Plakat getrennt-vereinigt: „Der Dr. Curtius, der heute abend im Saal der Goldenen Gans spricht, ist nicht unser Curtius. Unser Curtius spricht im Saal der Brauerei zum Hasen!“ Aber ob nun bei „Gans“ oder „Hase“: jener „andere“ Curtius (1877–1948) war der Mann, der von 1926–1929 zunächst Reichswirtschaftsminister und dann, nach Stresemanns Tod, bis 1931 Reichsaußenminister war. Vielleicht eine der markantesten Erscheinungen der Deutschen Volkspartei, Hüter Stresemannscher Traditionen und Verteidiger der Verständigungspolitik, war er maßgeblich an der parlamentarischen Annahme des Dawes-Planes, später an der Schaffung des Young-Planes beteiligt. Wegen des mit dem österreichischen Bundeskanzler vereinbarten

Plans einer deutsch-österreichischen Zollunion, der vom Internationalen Gerichtshof im Haag als in Widerspruch mit den Friedensverträgen stehend abgelehnt wurde, mußte er seinen Rücktritt nehmen.

Es ist dann bald still um den klugen und verdienten Mann geworden, der noch nüchtern-berichtend seine Memoiren schrieb, dessen letzte Lebenszeit aber noch voller schwerer Prüfungen war: sein Berliner Haus wurde zerbombt, sein Gut in Mecklenburg zerstört; sein Schwiegersohn, der Adjutant des Grafen Stauffenberg, Oberleutnant von Haefen, wurde als einer der ersten am Abend des 20. Juli 1944 in der Bendlerstraße erschossen. Julius Curtius ist 1948 in Heidelberg gestorben, wo sein Sohn, ein Rechtsanwalt, lebte. Dieser Claus Curtius ist seit zwei Jahren als Leiter der Wirtschaftsabteilung an der Gesandtschaft der Bundesrepublik Deutschland in Stockholm tätig. Er ist damit noch beträchtlich nördlicher gelandet als da, wo seine Familie ursprünglich herkam, nämlich aus der Hansestadt Bremen. Dort ist schon um 1500 ein Hinrich Korte nachgewiesen, mit noch un-latinisiertem Namen. Erst einige nachfolgende Theologen und Physici haben die Namensveränderung, offenbar für sich und andere, fertiggebracht.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat sich dann der Urgroßvater des Reichs-außenministers in Duisburg niedergelassen und dort die große chemische Industrie des Rheinlandes mitbegründet. Sein Enkel, Geheimrat Dr. Theodor Curtius, war ein bekannter Forscher auf chemischem Gebiet: er hat Stickstoff-Wasserstoff-Säure erstmalig dargestellt, auch war er an der Erforschung der Hydrazine maßgeblich beteiligt, die heute als Antriebsmittel für Düsenflugzeuge eine so überragende Bedeutung gewonnen haben.

Sollte wirklich keine Verbindung zwischen den beiden hansischen Familien bestehen? Im Nachtrag zu einem Brief aus Stockholm hat Dr. Claus Curtius diese Frage aufgegriffen: „Obgleich die Familienforschung keine Verwandtschaft zwischen der Lübecker und der Bremer Familie Curtius finden konnte, haben wir durch Zufall eine eigenartige Familienähnlichkeit festgestellt. Das Profil des Olympia-Entdeckers Ernst Curtius, festgehalten durch eine Bleistift-skizze A. v. Werners, gleicht überraschend dem Profil meines Ur-Urgroßvaters Friedrich-Wilhelm Curtius, desgleichen dem meines Vaters, nur daß dieser keine wallenden Professorenlocken trug, wie das bei Ernst Curtius der Fall war.“ Woraus zumindest zu entnehmen wäre, daß die Epoche, die den Siegeszug der modernen Naturwissenschaften begründete, ihre hervorragenden Köpfe noch nach dem Typ des „idealistischen“ Gelehrten prägte.

FRITZ MAX CAHEN

Europa und der Pazifische Ozean

Es ist nicht nur die Tatsache, daß der Mensch sich gewöhnlich für ein Ganzes hält, die ihn zu einer kleinen Narrenwelt macht, es ist ebenso sein Unvermögen, zeitliche Distanzen in der historischen Entwicklung richtig einzustellen und in ihrer Bedeutung abzuschätzen, das seine Narretei an den Tag legt. Seit wir die erste Kunde von geographischen Einzelheiten des Pazifischen Ozeans besitzen, ist kaum weniger Zeit vergangen als seit der Entdeckung Amerikas. Magalhães wurde 1541 bei der Insel Cebu ermordet, fast 50 Jahre nach Kolumbus' Fahrt. Er nannte den Ort San Lázaro, heute heißt die Gegend die Philippinen.

Trotz aller globalen Politik ist die Welt seitdem immer noch kein Ganzes geworden. Sie ist zerrissener denn je vorher. Wir neigen dazu, unsere Betrachtungsweisen mit den Dingen, die wir betrachten, zu verwechseln, uns selbst in sie hineinzusehen. Zwar ist die Welt, grob gesprochen, ein Globus, und wir mögen die Belange ihrer Bewohner „global“ betrachten. Global, das ist nicht nur eine raummathematische Form, sondern auch eine quantitative Aussage anderer Art, die Unterschiede zeitweilig übersieht. Es ist zweifach Ausdruck für ein angenommenes Ganzes, das in vieler Beziehung ein Vielartiges sein kann. Aber trotzdem mag das Geschick Europas im Pazifischen Ozean entschieden werden.

Die Insel- und Kontinentenkette, die den Pazifischen Ozean nach Westen gegen die See von Japan, das innere malaiische Meer und den Indischen Ozean abgrenzt, führt nach Norden zu über Aläuten und Kurilen nach Kamtschatka, wo nach amerikanischen Magazinen schon 1951 neun russische Divisionen, 300 Flugzeuge sowie Flotteneinheiten (einschließlich einer Unterseeboot-Flottille in Petropawlowsk) lagen. Von Anadyr, Uellen und Cap Smith an der Westspitze Kamtschatkas aus ist es weniger als den bekannten Katzensprung nach Alaska, dem amerikanischen Kontinent. Hinter dem Insel- und Kontinentengürtel liegt das asiatische Festland, um das die internationale Diplomatie in Genf feilscht und um das es in dem Riesenkonflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland als äußeren Verhandlungsgegenstand noch mehr geht als um das Schicksal Europas und, man möchte sagen, um die Ideologien, die unter den Schlagworten westliche Demokratie und Bolschewismus einander entgegengesetzt werden. Die Versuchsfelder der USA. für ferngelenkte Geschosse in Florida sind kürzlich so eingerichtet worden, daß das Übungsschießen bequem die Tausendmeilengrenze überschreiten kann. Das ist die Entfernung von Manila bis zum Festland nahe Hongkong. Der Horror der Wasserstoffbombe scheint du vieux jeu. In wenigen Jahren mag es möglich sein, Moskau von Australien aus zu bombardieren, ohne Flugzeuge einzusetzen. Militärtechnische Experimentatoren haben diese Möglichkeit bestimmt in die Berechnungen für einen Zukunftskrieg eingesetzt.

Herr Foster-Dulles, der betriebsame und eindrucksvolle Mann, ein tüchtiger Advokat, der sich in seiner Freizeit am liebsten mit dem Kurieren kranker Bäume in seinem Garten beschäftigt, hat sich den Weg ins Washingtoner State Department mit der Schaffung des komplizierten Apparates des amerikanisch-japanischen Friedensvertrages gebahnt und mit den ihn ergänzenden multilateralen Instrumenten, die sich auf die politische und militärische Verteidigung des pazifischen Raumes beziehen. Er hat dann Europa – mit der neuer-

dings abgemilderten – Drohung der amerikanischen Randstrategie kirre zu machen versucht. Militärische Sachverständige allerdings versichern, Amerika scheue sich, seine Heere in die ungeheuren Räume Asiens zu senden, und müsse, wenn es zum Kriege mit der UdSSR. komme, in Europa gewinnen. Sie übersehen zweierlei: die Größe der amerikanischen Vorbereitungen in Nordafrika, den Einfallweg über Kleinasien, wo, im Gegensatz zu früher, amerikanisches Kapital erheblich engagiert ist, auf der einen und auf der anderen Seite die technische Entwicklung, die es bald möglich machen mag, vom Pazifischen Ozean her zu kämpfen, ohne in kritischer Verfrühung Massenheere einsetzen zu müssen. Das macht das europäische Aufmarschgebiet nicht weniger wichtig. Es heißt vielmehr, daß Rußland nun vor dem alten Problem des deutschen Generalstabs steht, dem Problem des Velfrontenkrieges, und daß es keineswegs allzu sicher sein darf, von woher der entscheidende Schlag geführt werden wird. Nicht einmal der Mittel kann es gewiß sein.

Diese Feststellungen sagen allerdings nur über die geographisch-strategische Lage aus und nicht über die tieferen Implikationen.

In Königs Wörterbuch der hebräischen Sprache findet sich unter dem Stichwort Mag (Rab-Mag) ein Hinweis auf den keilschriftlichen Beamtentitel rab-magi. Aber dieses Magi geht wie das persische Magu („die alten medoskytischen Priester“, Ferd. Justi, *Gesch. des alten Persiens* 68) auf das sumerische imga, ehrwürdig, zurück. Wie stark die Einflüsse aus dem asiatischen Raum auf die alten Mittelmeerkulturen eingewirkt haben und wann diese Einwirkung begann, ist nicht erst seit Zellers Auseinandersetzung mit Gladisch eine Streitfrage. Sicher ist es, daß schon vor dem Eroberungszuge Alexanders über Indien der asiatische Kulturbezirk mit dem Westen in Verbindung stand. Pythagoras und Plato kannten die persischen Magier. Zu Horaz' Zeiten war der Verkehr mit China ein recht blühender, aber die „*venturae*“ der Römer sind kaum je über den Golf von Bengalen vorgedrungen. Den Pazifischen Ozean kannten nur die asiatischen Völker selbst, unter ihnen vornehmlich Chinesen und Inder, die auf den Inseln Fuß gefaßt hatten, lange bevor der Europäer dort auftauchte. Chinesische Mönche hatten auf der Ostküste des Stillen Ozeans, an der amerikanischen Westküste, vorübergehend gesiedelt, Jahrhunderte bevor die Wikinger ihre – ebenso ephemeren – Niederlassungen im Osten begründeten. Andererseits aber ist die drawidische Sprache wahrscheinlich aus Kleinasien nach Indien gebracht worden. Es lohnt sich nicht, in diesem Zusammenhang weiter in die Vorgeschichte hineinzutauchen. Die letzten Funde von Resten amerikanischer Ureinwohner an der pazifischen Küste in Kalifornien und anderwärts, die man mit den Inselmenschen des Pazifischen Ozeans verknüpft, gehen auf nur 8000 Jahre v. Chr. zurück. Wir wissen keine Daten für den *Pithecanthropus erectus* von Java, der in unser pazifisches Gebiet gehört und für den die Schätzungen großmütig zwischen 100 000 und 500 000 Jahren schwanken, und sogar die Angaben über europäische Ureinwohner mit den 25 000 bis 120 000 Jahren, die man ihnen gnädigst zubilligt, sind jeweils problematisch. Was besagt das alles aber schließlich, wenn man unserem Globus eine abgelaufene Daseinsfrist von 2 Milliarden Jahren zuschreibt, wie die neuere Forschung es tut, selbst wenn man die Geschichte des Peking-Mannes, die Forschungen in der Gobi, die Diffusionstheorie, den Taung-Schädel, die Calavera-Funde, den *Propliopithecus* der Šiva-Strata oder Ägyptens und, ich weiß nicht was, kennt.

Was in unserem Zusammenhange zählt, sind neuere politisch-kulturelle Faktoren, die auf unser europäisches Geschick reflektieren können. Es ist wie eine Ironie des Schicksals, daß die Asien-Konferenz ausgerechnet in der alten Stadt des Völkerbundes stattfindet. Als die unglückselige League of Nations noch bestand, gab es auch noch einen englischen Vizekönig in Indien, der für die indischen Interessen auch anderwärts zuständig war. China war eine einheitliche, friedfertige Macht, mit der leicht und angenehm zu verhandeln war. Japan

saß in den Räten. Sowjetrußland hatte als expansionistische imperialistische Großmacht nicht einmal die hors d'œuvres in Osteuropa verspeist. Deutschland war bis zu Nazizeiten einige Jahre ein konstruktives Mitglied gewesen. Die Mandschurei war zeitweilig ein böses Problem, aber sonst war die pazifische Frage unkompliziert. Korea war kein akuter Zankapfel. Die französische Kolonialherrschaft in Indochina hatte internationales Aufsehen eigentlich nur durch Claude Farrère's „Les Civilisés“ und die Kunst Kambodschas gemacht. Für den indonesischen Hexenkessel war Holland verantwortlich, für die malaiischen Belange saß Großbritannien sicher im Sattel. Das große asiatische Enigma aber, Indien, war damals schon deshalb als selbständiger Faktor aktionsunfähig, weil die indische Unabhängigkeitsbewegung noch nicht gesiegt hatte und man sich mehr danach fragte, welche Einflüsse in ihr siegen würden, als ob sie selbst Aussicht auf Erfolg haben könne.

Mit östlichen Kulturen ist in Europa viel Unfug gestiftet worden. Sie haben den Ästheten oft billigen, aber keineswegs wohlfeilen Enthusiasmus, aber auch exquisite Genüsse geliefert. Sie haben die Wissenschaft mehr von der philologischen und didaktisch-explanatorischen Seite her beschäftigt, als daß man ihrem Dynamismus nachgegangen wäre. Bei uns in Deutschland ist das meiste ostasiatische und pazifische Kulturgut zudem lange Zeit vorwiegend über das Ausland und verhältnismäßig spät bekanntgeworden. Als Schopenhauer vor mehr als 100 Jahren seine „Welt als Wille und Vorstellung“ schrieb, waren die Übersetzungen der Upanishaden gerade erst zu uns gelangt. Die meisten, die etwa balinesische Gamelan-Weisen und Tempeltänze, makro- und mikronesische Tanzmasken kennen und aus Robinson Crusoe wissen, was ein Einbaum ist, haben bis jetzt ebensowenig verstanden, wieso eine eigenwillige und abenteuerlich-rebellische indonesische Republik gegründet wurde, die einen Gefahrenpunkt im pazifischen Verteidigungsgürtel darstellt, wie es den Bewunderern von Negerplastik verständlich oder auch nur bewußt wurde, daß sich neulich in Afrika eine friedfertige Federation of Rhodesia und Nyasaland bildete. Kulturgeschichte ohne politische Geschichte ist ein Unding, nicht weniger als Politik ohne Kulturpolitik ein Unding bleibt.

Wer allen Ernstes behauptet, daß es in Genf nur um die Beilegung der Konflikte in Korea und Indochina gehe, ist entweder ein politisches Kind oder ein Brunnenvergifter. Es geht auch nicht mehr nur darum, festzustellen, wie weit die United Nations ein besseres internationales Instrument darstellen, als der Völkerbund es war. Das koreanische Unternehmen hat einen äußerst zweifelhaften Ausgang gehabt. Der Sieg Amerikas in der Frage der einjährigen Zurückstellung der Behandlung des Beitritts Rotchinas zum Weltparlament ist schwer erkämpft worden und hat nicht verhindert, daß Herr Foster-Dulles sich mit Tschu En Lai an einen Tisch setzen mußte. Die Schärfe des amerikanisch-russischen Kampfes um den ersten Platz in der Welt ist nie so deutlich geworden wie im Augenblick. Aber es ist auch nie so tragisch deutlich gewesen, daß Amerika, ein Land, in dem unabhängige Tradition noch keine 200 Jahre alt ist, auch für die mehr als 2000 Jahre europäischer Zivilisation und Kultur zum Wortführer gemacht wurde, ohne daß Europa als eine Gesamtheit dabei zu Rate gezogen werden konnte und ohne daß unter den europäischen Mächten, die konsultiert wurden, Einigkeit der Ziele wie auch der grundlegenden Ideologien bestünde. Großbritannien ist seit Jahrhunderten keine echt europäische Macht und ist es weniger denn je, seit große Teile des Commonwealth Dominion-Charakter haben, und Frankreich ist drauf und dran, durch die Umstellung seiner Verfassung auf die Union in die Gefahr zu geraten, daß es Teile seines europäischen Gesichts verliert. Der Ausgang der Konferenz kann an dieser Feststellung nichts ändern. Man kann ebensogut in den Frieden hineinschlittern wie in den Krieg.

Wer längere Zeit die Verhandlungen der UNO verfolgte, muß mit ängstlichster Beklemmung festgestellt haben, wie weit die Einkreisung Europas durch die kleinasiatische,

asiatische und pseudo-europäische – i. e. amerikanische und britisch-pazifische – Welt bereits fortgeschritten ist. Das macht es aber deshalb nicht zu einem natürlichen Verbündeten Rußlands, dessen Hunger auf das westeuropäische Steak nach dem nordeuropäischen Smorgasbord nur gewachsen ist und das wesentlich eine asiatische Macht ist. Für den Spenglerianer mag die Einkreisung Europas als Bestätigung seiner Theorien gelten. Aber die zyklische Konzeption der Geschichte ist ebenso verhängnisvoll wie die Lehre von der Unfreiheit des Willens, auf der sie beruht.

Vor wenigen Monaten war es Herrn Foster-Dulles möglich, Indien in der Korea-Affäre für den amerikanischen Standpunkt einzusetzen und Herrn Nehrus faszinierende Kraft für die westliche Diplomatie zu reklamieren. Noch ist Rot-China fest an Rußland geknüpft, und Indien scheut den offenen Bund mit dem Kommunismus. Aber man darf nicht vergessen, daß China und Indien zusammen fast 40% der Bevölkerung der Erde besitzen und daß die im mohammedanischen Pakistan geschaffenen Zangenpositionen bisher nur schwach sind. Politics make odd bed-fellows, sagt der Amerikaner, und ein panasiatischer Block eines ent-russifizierten China, das Kontinent und Formosa umschlösse, mit einem zielbewußten Indien, ist nicht so odd als Zukunftsmöglichkeit, wie es im Augenblick scheinen möchte. Eine asiatische Monroedoktrin der Colombo-Mächte, von der gesprochen wird, wäre höchstens ein Auftakt für solche Entwicklung. Sie ist keine endgültige Lösung.

Während zur Zeit alles geschieht, um die „zurückgebliebenen Völkerschaften“, darunter Indien, mit gigantischen Injektionen internationaler Hilfe und technischer Beratung up to date zu bringen, würde am Abschluß dieser Aktion dann nicht nur die massenmäßige Balance der Welt an die westliche Seite des Pazifischen Ozeans gerückt sein. Amerika, in der jetzigen Konstellation scheinbar ein Bollwerk gegen Asien, könnte noch stärker bedroht sein als heute. Nicht nur in einem nahen Zukunftskrieg mag unser Schicksal im Pazifischen Ozean entschieden werden; je mehr die Entwicklung vorwärtsschreitet, desto wichtiger wird dieser Raum für uns werden.

IRING FETSCHER

Geistige Erfahrungen in Polen und anderswo

Bei Kiepenheuer und Witsch, Köln, Berlin, erschien ein Buch des polnischen Dichters Czeslaw Milosz: „Verführtes Denken“ mit einem Vorwort von Karl Jaspers.

Das Buch ist ein Bericht und eine Analyse des Verhaltens der Intellektuellen in der Volksdemokratie Polen, aber „es ist merkwürdig: der Leser dieses Buches muß an sich selber denken, er sieht *die Sicherheit des Seins des Menschen in Frage gestellt*“ (Jaspers). Das Buch beschreibt die Reaktionen von Menschen wie wir, von Menschen, die der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft ihr Leben gewidmet haben und die eines Tages von der „historischen Notwendigkeit“ überrascht worden sind. Was täten wir, wenn heute die sowjetische Herrschaft auf unser Land ausgedehnt würde? Die Antwort erscheint nur Menschen leicht, die sehr eitel sind oder sehr wenig Phantasie besitzen. Milosz hält ihnen einen Spiegel vor. Sein Buch ist ein Bericht von der geistigen Ohnmacht des Intellektuellen gegenüber dem subtilen Terror der „Methode“, wie er den dialektischen Materialismus nennt.

Die festgefügte Weltanschauung des „Diamat“ vergleicht Milosz mit den „Murti-Bing-Pillen“, wie sie sein großer Landsmann Witkiewicz in dem Roman „Unersättlichkeit“ geschildert hat. Es handelt sich um ein Mittel, das den Menschen befähigt, ein heiteres, glück-

liches Wesen zu werden und das Weltgeschehen als Ausdruck einer sinnvollen Notwendigkeit zu bejahen. „Wer Murti-Bing-Pillen zu sich nahm, war gegen jede Form metaphysischer Bedenken gefeit. Ihm erschienen alle Entartungen der Kunst wie Torheiten einer vergangenen Epoche. Und auch das Herannahen der chinesisch-mongolischen Armee betrachtete er nicht mehr als die größte Tragödie seiner Zivilisation. Er lebte fortan unter seinen Landsleuten wie ein geistig gesunder Mensch inmitten eines Irrenhauses.“

Über 10 Jahre nachdem dieses prophetische Buch erschienen war, trat die große Versuchung, die Murti-Bing-Pille zu schlucken, an die polnischen Schriftsteller und Künstler heran. Das neue Regime hält die Intelligenz für eine äußerst wichtige Gesellschaftsgruppe. An Privilegien stehen Künstler und Literaten den höchsten Funktionären von Staat und Wirtschaft nicht nach. Zeitschriften und Verlage werden mit großen Geldmitteln ausgestattet. Die Wirkung des gedruckten Wortes kann in die Breite gehen. Wohlstand und Erfolg locken von außen. Von innen aber lockt das Bedürfnis, mit dem Strom der „geschichtlichen Notwendigkeit“ zu schwimmen. Zudem zeigt der Westen das Bild einer Vergangenheit, die in dem unmenschlichen Grauen der Kriegsjahre für den Intellektuellen des Ostens verschüttet und untergegangen ist. Westliche Publikationen scheinen aus einer anderen und eher bemitleidenswerten als vorbildlichen Welt zu kommen. Die Zeitschriften und Magazine „fürs Volk“ enthüllen einen Tiefstand und eine Mentalität, für die man kaum mehr als Verachtung haben kann. Dennoch bleibt die verzweifelte Hoffnung, „der Westen möchte nicht ganz so dumm sein, wie er scheint“. In dem Bewußtsein, bereits eine Etappe „weiter“ zu sein als der „satte“ und selbstgefällige Westler, fühlt sich der östliche Intellektuelle andererseits wieder einer modernen Welt zugehörig. Einzig Bücher wie Köstlers „Sonnenfinsternis“ und Orwells „1984“ sprechen ihn an. Die Vorstellung „westlicher Menschen“, das sowjetische Experiment gehe sie nichts an und werde an den Grenzen ihres Landes haltmachen, erscheint dem Bewohner der Volksdemokratien als grenzenlos naiv. „Was hat uns also der Westen zu bieten? Freiheit von etwas, das ist viel, aber es ist zu wenig, ist viel weniger als Freiheit zu etwas.“ Der innere Widerstand gegen das Regime kommt aus seelischen Tiefen, die noch nicht reglementiert und „gleichgeschaltet“ sind, nicht aus dem aufmunternden Vorbild des Westens, dessen Propaganda nur wenig Wirkung tut.

Um leben zu können, muß man „mitmachen“. Falls man noch kein überzeugter Anhänger von Murti-Bing ist, hilft hierzu „*Ketman, die Kunst des inneren Vorbehalts*“. Der Begriff Ketman stammt aus dem muselmanischen Sprachgebrauch und bezeichnet die Fähigkeit, seine eigenen heterodoxen Ansichten in streng orthodoxe Formeln zu gießen und so vor den Augen aller zu verbergen. Diese Kunst gewährt nach der Lehre muselmanischer Historiker eine große innere Befriedigung durch das Wissen um die gelungene Täuschung und die Überlegenheit, die aus diesem Wissen fließt. Die „Abweichungen“, die so häufig in der sowjetischen Welt angeprangert werden, sind keine Phantasiegebilde, sondern meist „Fälle von demaskiertem Ketman“. In für westlichen Augen kaum erkennbaren Nuancen ist oft insgeheim eine große ketzerische Konsequenz versteckt. Da sehr viele Intellektuelle Ketman üben, ist auch die Kunst, ihn bei anderen zu durchschauen, hoch entwickelt.

Es gibt mancherlei Arten von „Ketman“ – den nationalen, den der revolutionären Reinheit, den ästhetischen und den beruflichen sowie den philosophischen und den metaphysischen, der sich besonders bei ehemaligen Katholiken findet. Immer ist Ketman eine unerhört schwere Schule, die zu geistiger Raffinesse und Subtilität zwingt. Aber merkwürdigerweise wird er oft als Annehmlichkeit empfunden: „Der Dichter träumt von den Werken, die er schreiben könnte, wenn ihn seine politischen Pflichten nicht einengten, aber vielleicht würde das so schön Erträumte in nichts zerfließen, sobald er seiner Pflichten enthoben wäre. *Ketman ist eine wahre Wohltat*, die das Träumen begünstigt und den Menschen lehrt, die

Schranken um sich her zu lieben. Wer weiß, vielleicht beruht das Erfolgsgeheimnis des Neuen Glaubens darauf, *daß dem heutigen Menschen eine innere Mitte fehlt*, vielleicht rührt daher seine Anziehungskraft auf die Intellektuellen.“ Das Fehlen eines echten, lebendigen, das Dasein gestaltenden Glaubens und die intellektuelle Ohnmacht gegenüber dem herrschenden pseudologischen System liefern den Intellektuellen schutzlos der Verführung von Murti-Bing aus, und diese Verführung ist weit gefährlicher und folgenreicher als alle Geständnisdrogen, von denen eine westliche Sensationspresse zu berichten weiß.

Milosz schildert dann vier Typen von gleichgeschalteten Intellektuellen, die am Beispiel von zeitgenössischen polnischen Schriftstellern illustriert werden. Alpha, der Moralist, ist ein Fanatiker ethischer Reinheit, der für sich gern den Rang eines Volkstribuns in Anspruch genommen hätte und dem der Kardinalspurpur zu Gesichte stünde. Durch seine aufrechte Haltung im Kriege wurde er zum Symbol des nationalen Widerstandes. Das Schicksal der von ihm begeisterten Kämpfer „öffnete ihm die Augen“ für die formalistische Leere der nationalistischen Ethik der Treue und ließ ihn ins Lager der „geschichtlichen Notwendigkeit“ überwechseln. Seine Romanhelden waren nun ethisch reine Kommunisten, aber auch das war den neuen Herren auf die Dauer noch nicht genug, auch seine Art der Darstellung mußte noch dem „sozialistischen Realismus“ angepaßt werden. In dem Bedürfnis, der führende Volksdichter zu bleiben, ging Alpha auch hierzu über. „Er war sich klar bewußt, daß er als Bekenner des Neuen Glaubens aufhören würde, ein Schriftsteller von moralischer Autorität zu sein, daß er ein Volkserzieher werden müsse, der *in seinen Büchern nicht zeigt, was ihn selbst quält, sondern was als nützlich statuiert wird.*“

Beta, der unglücklich Liebende, wird durch das Erleben der Haft in einem KZ zum Dichter; das Bedürfnis, in seiner Sprache zu schreiben, führt ihn von München nach Polen zurück, sein lodender Haß (die Kehrseite der unglücklichen Liebe) wird dem Regime zur willkommenen Waffe. In leidenschaftlicher Aktivität entfaltet er eine immer haßerfülltere journalistische Tätigkeit – da findet man ihn eines Tages, wie sein geheimes Vorbild Majakowskij, mit Leuchtgas vergiftet in seiner Wohnung auf. Er hatte seinem Leben selbst ein Ende gemacht. Delta, der Sklave der Geschichte, ist im Grunde kein literarisches Talent, aber tiefer als die anderen durchschaut er den Prozeß der dialektischen Methode und der geschichtlichen Entwicklung. „Im Grunde aber, als Folge der in Rußland verlebten Jahre, war er überzeugt, daß die Geschichte die ausschließliche Domäne des Teufels sei; wer der Geschichte diene, verschreibe sich dem Teufel. Er wußte zu viel, um sich Illusionen zu machen. Ich bin ein Lügner, denkt er und glaubt, daß für seine Lügen der Determinismus der Geschichte die Verantwortung trägt. Manchmal kommt ihm der Gedanke, *ob der Teufel, dem er seine Seele verschrieben, nicht gerade durch solche Leute wie er die Lebenskraft bekommen habe und ob nicht der Determinismus der Geschichte nur ein Produkt menschlicher Gehirne sei.*“

Ein echter Dichter ist dagegen Gamma – der Troubadour. Er schreibt über alles in dem gleichen rauschhaften Enthusiasmus, und man vermag nie eigentlich zu sagen, ob ihm sein Gegenstand „ernst“ ist oder nur ein Vorwand zu poetischem Ergüsse. Antisemitismus, Lenin und Stalin – die Gegenstände sind beliebig auswechselbar und bedeuten im Grunde nicht viel, entscheidend ist der Prozeß des Schaffens, und seine Gedichte sind gut. Bei vielen Orthodoxen erregt er Anstoß, aber eine Zeitlang läßt man ihn gewähren, bis die Periode des „sozialistischen Realismus“ kommt, in der für die geradezu surrealistischen Phantasien von Gamma kein Raum mehr ist, er wird auf Übersetzungsarbeiten (Shakespeare) gewiesen, denn ein Talent wie das seine darf nicht ganz verkommen, dann geht eines Tages die Sonne „der fürstlichen Huld“ wieder über ihm auf, und er soll durch neue Arbeiten seine „Besserung“ beweisen. Wie lange das währt, weiß keiner zu sagen.

Feinde? Zu fürchten hat die Neue Lehre eigentlich nur eins: die Häresie. Weder der ab-

sterbende Liberalismus der verarmten Kleinbürger noch das Christentum erweisen sich als eigentliche Gefahr. Wenn aber Männer auftauchen, die mit der Dialektik vertraut und imstande sind, den dialektischen Materialismus in neuem Lichte darzustellen, dann müssen sie schleunigst unschädlich gemacht werden. Ein Philosophieprofessor, welcher der veralteten „idealistischen“ Konzeption huldigt, ist nicht besonders schädlich . . . Dagegen ein Professor, der die Namen Marx und Engels auf den Lippen führt und sich Abweichungen von der Orthodoxie erlaubt, der streut eine Saat, aus der eine unberechenbare Ernte aufgehen kann. *Nur die dumme Bourgeoisie meint, aus Gedankennuancen gebe nichts hervor.* „Die Partei weiß es besser.“ Man kennt ja den erbitterten Kampf gegen den „Titoismus“, der in den Volksdemokratien und in der deutschen Sowjetzone geführt wird.

Warum ist Milosz aus dieser Welt entflohen? Ehrlicher und kritischer als viele andere antwortet er nicht mit dem vertrauten Propagandavokabular des Rundfunks, sondern mit dem Herzen des echten und mitfühlenden Dichters. Es läßt sich nicht genau definieren, aber ein Erlebnis zeigt die Wurzeln auf, aus denen jener Entschluß kam. Eine arme, schmutzige polnische Bauernfamilie auf einem sowjetischen Bahnhof, die inmitten kalter, seelenloser Gestalten das Bild eines reinen, von Liebe erfüllten menschlichen Daseins verkörperte, ließ ihn für wenige Augenblicke verstehen, warum er eine Welt ablehnen mußte, in der solche Menschlichkeit dem Tode geweiht war. „Ich weiß nicht – schreibt er –, ob die Liebe, mit der die lettischen Frauen ihre Gärten pflegen, ob der Aberglaube der polnischen Bäuerinnen, die allerlei angeblich mit Zauberkraften ausgestattete Kräuter sammeln, ob die Sitte, am Heiligen Abend für einen Fremdling ein Gedeck aufzulegen, nicht lauter Ansätze sind, die man entwickeln kann; und wer weiß, ob nicht gerade das Zuschütten solcher Keime die Dinge heraufbeschwört, von denen die deutschen Frauen, die das Frühjahr 1945 in Berlin verlebt haben, Zeugnis ablegen können.“

Daß der Mensch ein Geheimnis ist und daß es eine kleine heilige „Flamme“ in ihm gibt, die seinen eigentlichen Wert ausmacht, das ist das Bekenntnis des polnischen Dichters Milosz, der seine geliebte Heimat verließ, weil er an einen Gott glaubt, der nicht mit der Geschichte identisch ist und deshalb den Mut zum „historischen Irrtum“ hat und nicht schweigen kann über „die Verbrechen, die jetzt geschehen und noch geschehen werden“, weil sie uns alle angehen und wir nicht das Recht haben, die Augen vor ihnen zu verschließen.

RUDOLF KRÄMER-BADONI

Der produktive Verriß

Über unsere derzeitige literarische Kritik hört man die widersprechendsten Urteile. Das häufigste ist die nichtssagende und stets unbelegte schlichte Behauptung, sie sei „schlecht“. Das ist angesichts von Namen wie Reiffenberg und Brück und Sieburg, wie Blöcker und Schürenberg, wie Fabri und Horst und Holthusen (um nur einige wenige wahllos zu nennen) einfach Unsinn. Anders ist die Sache, wenn behauptet wird, unsere Kritik sei zu milde. Luise Rinser sagte das auf einem deutsch-französischen Schriftstellertreffen im vorigen Sommer in Paris. Dem möchte ich die Ermunterung entgegenhalten, die interessierten Leser doch ja nicht für dümmer zu halten, als sie sind. Gewiß gibt es einige kritische Stimmen, die allzuleicht loben, oder sagen wir lieber: die allzuleicht gelten lassen. Thomas Mann und Gottfried Benn haben nur ganz selten ihre Stimme „gegen“ einen jüngeren Autor erhoben. Darin mag die Absicht stecken, die jungen Talente vorläufig gewähren zu lassen; auch Ab-

stand und Nichternstnehmen könnte darin versteckt sein; ja auch Resignation gegenüber jeder Art Literaturkritik könnte dem zugrunde liegen. Wie dem aber sei: die literarisch interessierten Leser wissen ganz gut, wie beiläufig oder wie ernst sie eine Kritik aus dieser oder jener Feder zu nehmen haben.

Nun hört man ebensooft sagen, unsere Kritik sei lieblos, zerstörerisch, doktrinär. Von Zeit zu Zeit werden sogar ein paar Namen unter dem Titel von Zerstörern der deutschen Kritik angeprangert, wohlgemerkt: angeprangert nicht wegen zu milder, sondern wegen zu scharfer Kritik. Drohungen mit Beleidigungs- und Verleumdungsklagen gehören zwar zu den Seltenheiten, sind aber den inopportunistischen Kritikern nicht unbekannt. Mut gehört natürlich zu einem regelrechten „Verriß“, und um so mehr Mut, wenn der Kritiker selbst ein produktiver Künstler ist und sich selbst von Zeit zu Zeit der Kritik auszusetzen hat. Und damit kommen wir zu dem ersten unserer geschichtlichen Beispiele, zu dem Verriß, den Goethe Wieland widerfahren ließ.

Nachgerade scheint es nämlich notwendig zu werden, die Kirche wieder etwas tiefer ins Dorf zurückzutragen. Zu dem Zweck sollte man sich ein wenig nach der Stelle umsehen, an der die Kirche zu anderen Zeiten zu stehen pflegte. Nur ein paar Beispiele sollen herausgegriffen werden; auf Vollständigkeit müßte es nur dem Philologen ankommen. Und es sollen nur solche Beispiele gelten, bei denen sowohl der Kritiker als auch der Kritisierte „jemand“ war, eine geistige Kraft von bleibender Bedeutung darstellt. Von einem Nicolai, der sich mit seiner platten angeblichen Vernünftigkeit an Männer wie Wieland und Goethe heranmachte, oder von einem Pastor Goeze, dem die Ehre eines Begräbnisses erster Klasse durch Lessing zuteil wurde, von solchen Leuten reden wir nicht. Und noch etwas muß methodisch unter allen Umständen außer acht bleiben: die Begründung der Gegnerschaften durch etwaige persönliche Abneigungen, etwaige Racheakte, etwaige Treue zu einem anderseits literarisch angegriffenen Freund. Außerliterarische Beweggründe würden mancherlei erklären, aber nichts entschuldigen. Wer Kunst macht, wessen oberstes Interesse bei der Kunst liegt, der muß seine Urteile mit seinen literarischen Begründungen verantworten.

Der junge Goethe verspottete Wielands schmachtlappe Auffassung der Griechen. Er versetzte Wieland in der Farce „Götter, Helden und Wieland“ im Traum in den Hades und ließ ihn von den dort wohnenden Göttern und Helden als „großmütigen Hungerleider“ und „Fratze“ anreden und ihm eine „engbrüstige Imagination“ nachsagen. Eine tantenhaftere Rolle ist wohl seit langem keinem Dichter von einem jüngeren Zeitgenossen mehr zugedacht worden.

Ebenso schlimm wenn nicht schlimmer geht Lessing mit Wieland um. Indem er ihn bei mehreren Gelegenheiten aufs äußerste zu loben scheint (abgesehen von den Stellen, an denen er ihn wirklich lobt), stößt er ihm lächelnd den Dolch in die Brust. So breitet er sich in den Literaturbriefen mehrere Fortsetzungen lang über Wielands Drama „Johanna Gray“ aus, spottet, lobt und tadelt in einem und macht den Leser dadurch gespannt, daß er zum Beweis des Wielandschen Genies englische wörtliche Übersetzungen zitiert, die ein englischer Dichter aus Wielands Drama übernommen haben soll. Dem armen Wieland muß es beim Heraufziehen dieser Gewitterwolke schwarz vor den Augen geworden sein; denn in der nächsten Fortsetzung stellte sich zum Erstaunen des Lesers heraus, was Wieland schon wußte, nämlich daß dieser englische Dichter Rowe hieß und schon über vierzig Jahre tot war. Wieland hatte zum Gelächter der Literaturbriefleser sogar den ganzen Plan von dem Engländer übernommen, dabei eine Person gestrichen und vergessen, deren Erwähnung aus den Reden der anderen Personen folgerichtig herauszustreichen. Nun wird man sich allerdings sofort daran erinnern, daß Lessing selbst in Fragen der Originalität eine sehr freie, sehr hörenswerte und inzwischen als gültig hingenommene Auffassung vertrat, nämlich daß es sich bei den wenigen

Themen der Weltliteratur um immer neue Aneignung handle, um einen Wettkampf zwischen den Dichtern über die Zeiten hinweg. Also daß Originalität nicht in der Erfindung des Stoffes, sondern in der Art der Behandlung liege. Um so bemerkenswerter ist die Grenze, die er bei Gelegenheit der „Johanna Gray“ dieser Aneignung setzte. – An einer anderen Stelle griff Lessing Wieland wegen des Mißverhältnisses zwischen seinem jugendlichen Lebenswandel und seiner späteren religiösen Gesinnung an. Das wirkte auch auf die wohlmeinenden Zeitgenossen peinlich, ja der Herausgeber unterdrückte in einer späteren Sammlung diese Stelle.

Hier sei gleich noch einmal auf unsere Absicht hingewiesen, nicht einen gegen den anderen auszuspielen, sondern am Beispiel Lessings, der neben seiner bedeutenden dichterischen und essayistischen Begabung eins der schärfsten kritischen Gehirne aller Zeiten besaß, und am Beispiel Wielands, der ja auch nicht der letzte Lump war, zu zeigen, wie die Kritik aus der Nähe aussah und auf die Betroffenen und die Zeitgenossen gewirkt hat.

Betrachten wir ein anderes Beispiel: Herder und Kant. Beiden ist die Wertschätzung der Welt auf die Dauer sicher, beider Leistung ist über jeden Zweifel erhaben. Weniger bekannt aber ist die Tatsache, daß Herder unter dem Titel „Verstand und Erfahrung, Vernunft und Sprache, eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft“ ein ganzes, über 400 Seiten starkes Buch gegen Kant geschrieben hat. Und was hat er an dem Philosophen auszusetzen? Alles. Da heißt es:

„Für wen diese Metakritik sein solle und sein werde? Für die kritische Schule nicht; sie hat sich, wie sie selber gesteht, in dies System hineinstudiert und muß ihren cant reden. Verbiete dem Raben, der den Imperativ gelernt hat, sein Salve, und er hat nichts mehr zu sagen. Außer dieser Schule aber gibt es eine *Nation*; eine Nation unparteiischer Leser. Zu ihnen, Männern und Jünglingen, spricht der Verstand also: ‚Das ist’s mit den Formen und Denkformen, mit den Amphibolien und Antinomien, mit der Disziplinierung und Architektonik; lies! Die Dichtungen zerfallen, ehe du sie anregst, sie bestehen weder in sich noch miteinander. Frage darüber dich selbst, deine Sinne, deinen Verstand, deine Vernunft. Will der Verstand in ein sinnloses Buchstabieren, die Vernunft in eine Betrügerin ohne Kanon, ohn’ End und Zweck transsubstanziert werden?‘ . . . Eine Nation ist keine Schule; Kabalen und Zünfte können die Wahrheit aufhalten und beleidigen, nie aber unterdrücken und vernichten. Eine Zeithin darf man das Lied singen: fair is foul and foul is fair, die Stunde aber geht vorüber. The charm’s wound up. Zwölf Jahre hat die kritische Philosophie ihre Rolle gespielt, und wir sehen ihre Früchte. Welcher Vater (jeder frage sich selbst) wünscht, daß sein Sohn ein Autonom kritischer Art, ein Metaphysikus der Natur und Tugend, ein dialektischer oder gar Revolutions-Rabulist nach kritischem Schlage werde? Nun sehet umher und leset. Welches jüngere Buch, welche Wissenschaft ist mehr oder minder mit Flecken dieser Art nicht bedeckt, und wie manche edle Talente sind zugrunde gerichtet!“ – Hier wird Kant also ein politisch gefährliches Subjekt und ein Verderber der Jugend genannt. Seine Philosophie, die uns heute so klassisch anmutet, muß die Zeitgenossen höchst betroffen gemacht haben.

„Der Zauber ist vorüber. Daß man dieser Philosophie ein so zutrauendes günstiges Ohr geliehen hat, geschah in großer und guter Erwartung. Sie versprach so viel; anmaßend drang sie sich auf; was hat sie geleistet? Sie ist die absprechendste Gebieterin in einer Sprache geworden, die sich vorher keine Schule erlaubte. Außer ihr ist kein Heil, was sie nicht gesagt hat, gilt nicht, bis sie es sagt.“ – Anmaßend und dogmatisch, das ist der zweite Vorwurf Herders. Aber schon beim Titel fing es an: ein menschliches Vermögen könne man nicht kritisieren, sondern allenfalls bestimmen. „Kritik der reinen Vernunft“ sei in sich ein Unding. Man könne auch nicht die Vernunft als „abgesondert von anderen Kräften unserer Natur“ denken. Und schließlich dürfe man nicht vergessen, daß „die Sprache ein Fundbuch der

Verstandesbegriffe“ sei. Alles in allem eine anregende Lektüre, die z. B. Goethe aus dem Herzen geschrieben sein könnte, wenn – ja wenn dieses Buch einerseits auf der Höhe des Kantschen Intellekts wäre und wenn es anderseits nicht eigensinnigerweise Wort für Wort dieser Philosophie zu demolieren sich zutraute.

Bei der Kritik der Kantschen Sprache bezieht Herder sich auf Leibniz, der die deutsche Sprache (da sie fast nur sachhaltige und keine leeren Worte besitze) einen „Probierstein der Gedanken“ genannt hatte, „der anderen (Sprachen) unbekannt sei“. Wie kommt nun Kants Sprache bei diesem Vergleich weg? Als „Worttändelei und Langeweile. Was ist dem Menschen leichter als Geschwätz?, und worüber freut sich das Kind mehr als über neugefundene Allgemeinheiten, d. i. Puppenworte, mit denen es spielt.“ Im Fortgang der Schrift fallen Vorwürfe wie „dialektische Spitzfindigkeiten“, „Subtilitäten“, „Wortverwirrung“, „Entvernungung“, und schließlich heißt es in dem Abschnitt über Meinen, Wissen, Glauben: „Der Sprachgebrauch fast jedes Wortes ist verändert.“

Es scheint so zu sein, daß jeder, der die Philosophie abbaut und umgedacht wieder aufbaut, auch ein sprachlich neues Gewand benötigt. Im Falle Kants können wir das nicht mehr nachempfinden, da seine Neuerungen sich längst in der Sprache festgesetzt haben. Nie käme unsrerer auf den Gedanken, sich wie Herder durch den Begriff „Anschauung“ in Raserei versetzen zu lassen; er wollte um jeden Preis „Innewerden“ dafür gesetzt wissen.

Aus der Kategorientafel Kants zieht Herder den witzigen Schluß: „Und so wäre hier zum zweitenmal die Welt samt der Möglichkeit aller Erfahrung aus nichts, aber auch durch nichts und zum Nichts erschaffen worden.“ Womit Kantbarer Nihilismus vorgeworfen wird.

Der pragmatische Glaube wie auch der kategorische Imperativ sind für Herder „ein Ungott für die Moralität“. Dies schließt den Vorwurf des Atheismus ein.

„Schwindelphilosophie“, das ist Herders letztes Wort zur Sache.

Was wird Kant vorgeworfen? Politisches, nämlich Vorschubleistung für umstürzlerische Zersetzung; Sprachliches, nämlich gewaltsame Verdrehung herkömmlicher Wortbedeutungen; Moralisches, nämlich Volks- und Jugendverführung; Religiöses, nämlich Atheismus; Charakterliches, nämlich Nihilismus, Anmaßung, Intoleranz und Schwindelhaftigkeit. Ob wir es hier nicht mit einem Schema zu tun haben, das sich zu allen Zeiten einer neuartigen und von einer starken Persönlichkeit vorgetragenen Philosophie gegenüber anbietet? Denn genau dieselben Vorwürfe werden heutzutage z. B. gegen Heidegger erhoben. Wollen wir jedenfalls Heideggers Kritikern wünschen, daß sie sich in der Folge nicht als Nicolais und Goezes enthüllen, sondern daß sie sich neben diesem neuen Kant wenigstens als Herders, nämlich durch ein anderweitig gültiges Werk retten können.

Wenden wir uns nun mit einem Blick dem lebenslänglichen Kampf Otto Ludwigs gegen Hebbel zu, der nicht anders als tragisch zu nennen ist. Ludwig hat sich theoretisch und praktisch daran verzehrt; man braucht nur seine wiederholten, aus dem Ehrgeiz des Bessermachens rührenden Entwürfe zu einer „Agnes Bernauerin“ zu betrachten. Sein spöttischer Ausruf, man möge Hebbels tragischen Helden einen Geldschein in die Hand drücken und die ganze Tragik löse sich in Wohlgefallen auf, ist so übel nicht; an Hebbels Pathos und Gewalttätigkeit wird sich stets vieles belächeln lassen. Ludwig ist der Gescheitere und Feinere in dem Feindespaar, aber – seine Verfolgung hat nicht nur Hebbels Siegeszug nicht aufgehalten, sondern sie hat den Verfolger selbst zur Strecke gebracht. Die Tragödie, die Ludwig als Kunstwerk gegen Hebbel nicht zu leisten vermochte, hat er menschlich an sich selber erdulden müssen.

Das letzte Beispiel sei der „Hinrichtung“ Nietzsches durch Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff gewidmet: Nietzsche hatte als junger Mann die Basler Professur für klassische Philologie erhalten, und die „Geburt der Tragödie“ war sein erstes größeres Werk. Und

eben dieses Werk wurde von Wilamowitz-Moellendorff mit beißender Ironie abgefertigt. Seit dem Tage existierte Nietzsche in der wissenschaftlichen Welt nicht mehr. Ja, er wurde damit auf einen ganz anderen Weg, auf den Weg einer Art Philosophie gedrängt.

Es ist müßig zu fragen, was aus dem Basler Professor geworden wäre, wenn dieses Fallbeil nicht auf ihn niedergegangen wäre. Wir wissen, daß er sich dennoch durchgesetzt hat, ja, daß er heute sowohl als Philosoph wie als Enthroner des klassizistischen Griechenbildes seine Stellung hat. Wilamowitz-Moellendorff sagt 1928 in seinen „Erinnerungen“ ohne Reue und doch in einem Ton, der halb um Entschuldigung bittet: „Zur Reue habe ich keine Veranlassung, denn ich folgte meinem Dämon; ehrlich und mutig führte ich ‚im Myrtenreize das Schwert‘, wie unser Bonner Vereinskpruch gefordert hatte, für meine Wissenschaft, die ich in Gefahr glaubte.“

Und damit kommen wir zum Schluß und zu einigen behutsamen Schlüssen. Auch Goethe hat seinen Frieden mit Wieland gemacht, ja ungeachtet seines Schwankens und eines erneuten leichten Angriffs in den Xenien lobte er ihn je später je mehr und sagte ihm auf seinem besonderen Felde höchste Meisterschaft nach. Ein Zeitgenosse hat bei Erscheinen der Xenien gesagt, er verstehe diese Tat nicht, da doch Goethe für gewöhnlich furchtsam und zaudernd auftrete. Wenn man solchen Gedankengängen folgte, läge der Schluß nahe, Goethe habe seine gelegentlichen Angriffshandlungen nur aus Ängstlichkeit später gemäßigt oder zurückgenommen. Aber mir scheint, wir sollten in eine andere Richtung blicken. Die Gedanken eines Schriftstellers bilden sich nicht im luftleeren Raum, sie entstehen unter Druck und Gegendruck der mitwirkenden Umwelt. Ein bedeutender Mann, der unter lauter Trotteln lebt, hat nicht etwa Glück, sondern er kann sich mangels ebenbürtigen Gegendrucks überhaupt nicht entfalten. Ebenso ergeht es freilich einem mittelmäßigen Talent, das in ein Perikleisches Zeitalter gerät. Man darf nicht vergessen, daß Nicolai zu den erbittertsten Gegnern nicht nur Goethes, sondern auch Wielands gehörte; und in solcher Gesellschaft mußte es Goethe unbehaglich zumute sein. Wenn man sich plötzlich Seite an Seite mit einem verachteten Gesellen findet, überprüft man bereitwillig sein bisheriges Urteil. So ließe sich zum Beispiel eine Epoche denken, in der sagen wir sozialistischer Realismus als Avantgardismus gilt, aber in der Hauptsache von geschickten Stümpfern vertreten wird. Nichts liegt dann näher, als daß sich in einer solchen Epoche die wirklichen Talente konservativ entwickeln. Das Umgekehrte gilt ebenso. Ja es ist eine Binsenwahrheit, daß jede neue Kunst- richtung, jede neue Generation, die etwas zu sagen hat (vorausgesetzt, daß sie etwas zu sagen hat), sich am Widerspruch gegen die schlappen Epigonen der vorigen Richtung entzündet.

Was hier gezeigt werden sollte, ist dies: im Mit- und Gegeneinander der bedeutenden Geister einer Epoche unterlaufen einige schwere Ungerechtigkeiten; Ungerechtigkeiten aus Überspitzung der eigenen Anschauung und aus überhitzter Reaktion gegen fremde Gesinnungen. Sie sind der Preis für die gültigen Leistungen überhaupt. Ideell falsch – wenn auch pragmatisch richtig – wäre es zu sagen: wenn die hier erwähnten Angriffe von vergessenen Geistern statt von Goethe, Lessing, Herder, Ludwig, Wilamowitz stammten, so würde man sie nicht Kritiken, sondern Gekläff nennen. Denn daß man aus Goethes Fehlern immer noch ein gerüttelt Maß lernen kann, weil auch im Verfehlen seine große Manier vorherrscht, das würde man einem Nicolai wohl kaum nachsagen. Doch wirklich ins Lot kommt der Sachverhalt wohl erst, wenn wir sagen: Kritik von Geistern, die in der Kunst keine Nachsicht kennen, kann und darf nicht maßvoll sein. Erst durch Überschreiten der Grenze wird die Grenze gesetzt. Im Mit- und Gegeneinander, im frischfröhlichen Agieren und Reagieren erst bildet sich langsam der Geist einer Epoche heraus.

Und mit solcher unnachsichtlichen Schärfe ausgerüstet und gar nicht anders sollten wir uns unser Literatenvolk wünschen.

Sperare contra spem

Unlängst nach einem Vortragsabend saßen wir in einem kleinen Kreise noch spät zusammen. Das Gespräch kam auf Hofmannsthal, und es wurde von seinem „Jedermann“ und „Salzburger Großen Welttheater“ etwas kritisch gesprochen. Das schwer wegzuleugnende Mißverhältnis zwischen der Wesenswelt des Dichters und der sprachlichen „Tastatur“, deren er sich in diesen Werken bedient, wurde empfunden. Gleich aber sagte eine Frau, die der letzte Krieg als Witwe zurückgelassen hat: „Aber der ‚Turm‘! Die frühen Gedichte! Die wunderbaren Essays! Und vor allem die Briefe! Die aus der Jugendzeit sind bezaubernd und die späten tief, aus großen Seelen-Welten. Ich liebe ihn sehr!“

Wirklich sind es für viele Menschen vor allem die Briefe und einige ganz zur Einfachheit gereifte Aufsätze seiner letzten Zeit, in denen Hofmannsthals geistige Gestalt uns in einer Leuchtkraft vor Augen steht, die mit den Jahren und Jahrzehnten nur zunehmen konnte. Dieser bisher schon reiche Brief-Schatz ist durch die Herausgabe des Briefwechsels mit Bodenhausen (im Diederichs Verlag) auf das glücklichste vermehrt worden. Einige der schönsten an Bodenhausen gerichteten Hofmannsthal-Briefe hatte vor zehn Jahren die „Corona“ mitgeteilt; nur im Auszug, wie wir jetzt bemerken; einiges vom Wichtigsten hatte der politischen Zensur geopfert werden müssen. Aber wer das damals gelesen hatte, dem blieb der Name Bodenhausen unvergänglich. Das dort nur ahnungsweise erfaßte Bild wird nun durch den vorliegenden Band verdeutlicht.

Wer ist der Mann, der schon im Beginn seiner Freundschaft mit dem Dichter dessen Eigenart und die der Epoche so tief erkennt, daß er ihm schreiben kann: „Was mir immer (an H.s Dichtungen) am bedeutendsten erscheint, das ist die große ruhige Linie der Vereinfachung aller Vorgänge auf die Grundlage des Allgemein-Menschlichen. In dieser vereinfachenden, durch alle Details wesentlich durchscheinenden Linie scheint mir das wirklich neue Moment unsres Wachstums zu liegen . . . hier geht der Weg weiter. Die große Gefahr unsres Wachstums liegt ja heute vorwiegend in der zu scharf getriebenen Blüte, in der Hast der Produktion, in die auch unsre Besten wider ihren Willen hineingetrieben werden. Es ist eine große Freude zu wissen, daß Sie davon völlig frei sind und daß Sie in Ruhe Ihre Zeit erwarten.“

Der Leser erkennt bald, daß es sich bei Eberhard Bodenhausen um einen der Männer gehandelt hat, die offensichtlich dazu bestimmt waren, Großes, ja Entscheidendes im öffentlichen Leben zu wirken, aber nicht robust und unbedenklich genug sind, um sich im Wogen der Macht- und Interessenkämpfe den ersten Platz zu erringen: mit Max Weber mag es ähnlich gewesen sein. Bodenhausen war 1868 geboren, er war also sechs Jahre älter als Hofmannsthal. Ursprünglich war er Jurist, dann Kunstgelehrter, schließlich leitendes Mitglied des Krupp-Konzerns. 1911 sollte er als Botschafter nach Petersburg geschickt werden, später nach Washington . . . und man scheut sich, darüber nachzudenken, was alles er dort erreichen, wieviel er, vielleicht, hätte retten können! Aber es kommt zu keiner dieser Ernennungen. Dann ist der Weltkrieg da, den beide Freunde unabwendbar hatten herankommen sehen. Wie tief ihr Blick in scheinbar noch friedlicher Zeit in die Zusammenhänge eindrang, dafür mag eine Stelle aus einem Hofmannsthalbrief vom 30. April 1912 zeugen:

„Trübe steht's hier, Eberhard, trübe um unser altes Österreich. Ich frage mich manchmal mit Bangen, in was für Dezennien wachsen meine zwei Buben hinein? Die äußere Lage . . . ist nicht das Schlimmste. Wären wir ein Staat wie jeder andere, wir könnten handeln – oder

könnten das Handeln auf später verschieben; wie es aber hier steht, muß ich sagen, es ist fast gleich schlimm, ob man handelt, ob einem für den Augenblick das Handeln abgenommen wird. Es kann, das ist mein Gefühl, alles nur schlimm kommen. Das Innere ist das furchtbare Problem. Die südlichen Slawen innerhalb der Monarchie, nicht nur die Serben, auch die Kroaten, in halbem Aufruhr (viele standrechtliche Erschießungen, Verhaftungen, von denen nicht gesprochen wird), die Böhmen tückisch lauern mit gefletschten Zähnen, Galizien unterwühlt von russischen Agitatoren, Italien ebensogern Feind als Bundesgenosse, Rußland lechzend, mit uns anzubinden – und im Inneren halb Indolenz, halb Kopflosigkeit, die Probleme zu verwickelt, zu gordisch verflochten, Bravheit hie und da, wie bei Conrad (von Hoetzendorff), aber auch diese ohne rechten letzten Glauben. Wir gehen einer dunklen Zeit entgegen, das fühlt jeder Mensch, können von Schritt zu Schritt alles verlieren und – das ist das Schlimmste – auch, wo wir siegen, nichts Rechtes gewinnen als nur Verlegenheiten. Verzeih diese Klagen, der Moment gibt sie mir ein.“

Sehr belehrend ist auch, in diesem Briefwechsel zu sehen, wie mit dem Kriegsausbruch 1914 auf einmal die gesammelte Kraft Deutschlands auch im Raume der Donau-Monarchie zur Auswirkung kommt und so die Gefahren ihren schleichenden, heimtückischen Charakter verlieren; wie eine Rettung sichtbar wird, aber nicht erreicht werden kann. Denn der Kampf um die Behauptung Europas gegen den Osten – der ja heute, nur auf weit zurückgeworfener Frontlinie, wieder geführt werden muß – wäre ein Kampf auf Leben und Tod auch dann gewesen, wenn uns die westlichen Mächte nicht feindlich im Rücken gestanden hätten.

Und 1917, zehn Monate vor Bodenhausens unerwartetem Tod, schreibt ihm der Dichter den herrlichen großen Brief: „Dies ist jetzt die Agonie des tausendjährigen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und wenn daraus nichts in die Zukunft übergeht, in das *neue* Reich, vermehrt um ein paar Millionen Deutsch-Österreicher – nichts als ein glatter, platter Nationalstaat (was das alte Reich nie war, es war unendlich mehr, es war ein *heiliges* Reich, die einzige Institution, die auf Höheres als Macht und Selbstbehauptung gestellt war), dann ist, für mein Gefühl, der Heiligenschein dahin, der noch immer, freilich so erblichen und geschwächt, über dem deutschen Wesen in der Welt geleuchtet hat.“ Ist nicht in diesen Worten das mit Bitterkeit und Unrecht und getäuschter Hoffnung so durchtränkte Schicksal von 1933 und 1938 und 1945 schon vorweggenommen? – „Aber aus allem, aus allem, Eberhard“, schreibt Hofmannsthal, „muß immer wieder das Schöne hervorsteigen, auch aus dieser Hölle um uns . . . Ist es nicht, als wenn ein Singvogel irgendwo am Fenster eines engen Hinterhofes hängend singt und singt, indessen schon das ganze Haus in Flammen steht?“

Das ist das Vermächtnis. Und es ist merkwürdig zu sagen und muß doch gesagt werden: gerade dies Vermächtnis wollen wir hüten. Sperare contra spem, zu hoffen wider alles Hoffen – was sonst, wenn nicht dies, wäre die Aufgabe?

Simone Weil und wir

I. G. Am 23. August vorigen Jahres hat sich der Todestag Simone Weils zum zehnten Male gejährt. Man kann auch bei uns, seitdem eine deutsche Gesamtausgabe ihrer Werke im Kösel-Verlag München inzwischen bis zum dritten Band vorangekommen ist, eine zunehmende Kenntnis und Vertrautheit mit dem Namen, den Gedanken und auch mit den wichtigsten Lebensdaten dieser französischen Denkerin und Schriftstellerin feststellen. Simone Weils Nachlaß war die bedeutsamste Nachkriegsüberraschung der französischen Literatur. „Hier ist mehr als Sartre, Camus, vielleicht auch mehr als Bernanos, Gide, Claudel, Valéry“, könnte man ein biblisches Wort auf ihren Fall abwandeln. Hier ist eine säkulare Begabung und ein großes, weithin leuchtendes Schicksal. Die französische Kritik, insbesondere die des katholischen Frankreichs, scheint inzwischen freilich die Formeln gefunden zu haben, das Ereignis wieder etwas abzuschwächen, sein Ärgernis zu entschärfen und die alten Denkbahnen frei zu bekommen. Eben das ist aber ein Grund, das Gespräch über die Ideen Simone Weils in einem andern Geistes- und Sprachbereich aufzunehmen und zunächst einmal die Impulse, die von dieser Frau ausgegangen sind, an alle, die sie bisher noch nicht erreichten, heranzubringen.

Der Hauptstrom der französischen Literatur hat ja, ähnlich wie die Flußsysteme unseres Nachbarlandes, allezeit eine uns abgewendete Richtung genommen. Immer wieder gab es jedoch einige Ausnahmefälle französischer Denker oder Dichter, denen es gelang, auch in unserem Boden und Klima dauerhafte Wurzeln zu schlagen. Diese kleine Reihe, die von Pascal und Montaigne über Molière zu Stendhal, Flaubert, Baudelaire reicht, scheint heute durch keinen andern französischen Schriftsteller eher als durch Simone Weil fortgesetzt zu werden. Wenn nicht vieles täuscht, darf man den Werken dieser Denkerin auch bei uns eine große Zukunft voraussagen. Genie, menschliche oder geistige Größe allein erklären freilich die Verpflanzbarkeit eines Schriftstellers noch nicht. Man hat damit nur die unentbehrlichen, aber noch nicht die hinreichenden Voraussetzungen dieses immer recht geheimnisvollen Prozesses angegeben. Tiefere und dunklere Wesensverwandtschaften müssen hinzukommen, die sich kaum auf einen allgemeinen Nenner bringen lassen.

In Simone Weil, der Tochter eines jüdischen Pariser Arztes, steckt vieles, was sie uns über alle geistigen, völkischen und politischen Grenzen hinweg, aber auch gegen jede bewußte Absicht ihres eigenen Dichtens und Trachtens auf mannigfache Weise nahebringt. Wir können es noch genauer ausdrücken, daß die „albigensische Häretikerin“ Simone Weil dem Denken Martin Luthers, überhaupt dem deutschen Protestantismus in manchen tiefliegenden Zügen überraschend verwandt ist. Solche Verwandtschaft drängt sich zwar zunächst keineswegs auf. Simone Weil ist ein ganz anderer literarischer Typ als alle alten und neuen Reformatoren. Sie hatte überdies ein kaum mit einer andern Gestalt der Geistesgeschichte oder Literatur vergleichbares Schicksal. Vielleicht ist es bisher noch niemals vorgekommen, daß ein philosophisch-dialektisches Ingenium ersten Ranges, wie es ihr eigen war, in weiblicher Gestalt aufgetreten ist. Simone Weil gehört in die Linie Pascals, Kierkegaards, Nietzsches, jener scharf pointierenden, unsystematischen Denker, die in ihrem philosophischen Denken zugleich ein tragisches Schicksal ausleben und sich ständig zur Bürgerschaft entsprechender Haltungen oder Aktionen aufgerufen fühlen. Hinzu kommt bei ihr ein tiefer mystischer Impuls, der auf unser bestes Stück Mittelalter, die hochsinnigen Spekulationen des Meisters Eckart, hinweist. So wie dieser Mystiker stand Simone Weil in ihrer letzten Lebenszeit in einer scharfen, wenn auch gedanklich sehr fruchtbaren Spannung zur katholischen Kirche, die sich nach vorübergehender Annäherung an die Kirche in den Spätphasen ihres Denkens zu einer entschiedenen Abkehr von jedem religiösen Kollektiv

und auch von bestimmten Grundzügen des traditionellen christlichen Denkens steigerte. Sie hat auch darin, ohne es zu wissen oder zu wollen, manche protestantischen Prinzipien im Rahmen des französischen Gegenwartsdenkens zur Geltung gebracht und für sie einen ungewöhnlich tief sinnigen und „modernen“ Ausdruck gefunden.

Alle diese Fragen werden uns künftig noch viel beschäftigen, wenn jener Zeitpunkt erst eingetreten ist, der im Falle Kierkegaard rund fünfzig Jahre dauerte, daß Simone Weil in ihrer ganzen Bedeutung entdeckt ist, wozu ja allemal auch ein glücklicher geschichtlicher Augenblick gehört. So kann man zunächst nur die Aufmerksamkeit möglichst vieler wacher Beobachter auf den hier vorliegenden „interessanten Fall“ zu lenken suchen. Der Erfolg der ersten beiden deutschen Bände der Gesamtausgabe Simone Weils überwältigte zwar noch nicht durch hohe Auflagenziffern, wie sie Sartre, Gide, auch Bernanos bei uns erreicht haben, es läßt sich aber jetzt schon ein wachsendes Interesse für ihre Schriften deutlich erkennen. Im Zusammenhang von Besprechungen und Prospekten ihrer Bücher ist auch das Wichtigste aus ihrem Leben bei uns bekanntgeworden und hat eine die Schriften ergänzende Wirkung getan. Simone Weil ist ja nicht nur ein literarisches Ereignis, sondern ein menschlich-sittliches Beispiel. Sie hat in dieser Doppelbedeutung ein wenig Ähnlichkeit mit solchen ihr sonst in keiner Weise verwandten Geistern, wie Tolstoi, Gandhi, Albert Schweitzer oder dem Japaner Kagawa. All ihr Pathos zielt auf eine Entsprechung von Sein und Denken wie bei jenen Männern, nur daß im Falle Simone Weils keine Ausstrahlungen ins praktische oder politische Leben, sondern statt dessen eine persönliche Glorie, eine zugleich heroische und auch ein wenig donquichottische Selbstkreuzigung dabei herauskamen. Es ist ihr in ihrem kurzen, stürmischen Leben nur gelungen, ein Zeichen und Beispiel aufzurichten, aber nichts in der Wirklichkeit selbst zu verändern. Wenn das Kind im ersten Weltkrieg sich die Zuckerstücke abspart, um sie den Soldaten an die Front zu schicken; wenn die junge Lehrerin anonym in die Renault-Werke eintritt, um das Los der ärmsten Pariser Arbeiterinnen zu teilen; wenn sie etwas später im Spanischen Bürgerkrieg sich als Helferin ohne Waffe an die katalanische Front meldet und verunglückt, ohne viel haben helfen zu können; ja, wenn sie schließlich im zweiten Weltkrieg zugrunde geht, weil sie trotz ihres von Tuberkulose geschwächten Körperzustandes nicht mehr als die damalige französische Normalverbraucherration an Lebensmitteln zu sich nehmen will, so sind dies ergreifende Symbole ihres adeligen Charakters, aber keine unmittelbar wirkenden Aktionen. Es kommt bei diesen und ähnlichen Opferhandlungen, wenn man aufs Äußere sieht, „nichts heraus“. Andererseits waren solche Taten und Gesinnungen jedoch notwendige Supplemente ihres Denkens, das ohne diese nicht zu seiner vollen Kraft und Intensität gekommen wäre und auch nicht voll verstanden werden kann. Was sie tat, mit sich selbst experimentierte und litt, gehört ebenso zu ihr wie das, was sie gedacht und zu scharfen, oft so paradoxen Formulierungen gebracht hat.

Simone Weil hat uns nicht vielerlei, sondern viel, nicht irgendwelche Erkenntnisse von dem oder jenem Weltgegenstand, sondern ein paar Grundorientierungen mitzuteilen, wie man sie in solcher Deutlichkeit und Schlüssigkeit heute kaum wieder zu hören bekommt. Der Dominikanerpater Perrin, ihr umsichtiger Freund und Gesprächspartner, der sie auch heute gegen manche massiven Angriffe gerade von christlicher Seite in Frankreich immer wieder verteidigt, hat in seiner auch deutsch erschienenen Studie: „Simone Weil, wie wir sie kannten“, auf die für uns wichtigsten Erkenntnisse Simone Weils hingewiesen. Er hat an erster Stelle mit Recht die „Aufmerksamkeit“ genannt, Simone Weils liebste ethische Kategorie, ein wahrer Schlüsselbegriff ihres Denkens, der dessen mystische ebenso wie philosophische Seite angeht. Aufmerksamkeit, wie sie sie versteht, zielt dahin, uns von der eigentlich teuflischen Versuchung unseres Geistes, der unablässig in uns wogenden Zerstreuung und Einbildungskraft, fortzuziehen. Aufmerksamkeit ist der konzentrierende Akt in uns,

er sammelt uns auf unsern innersten Ichpunkt. Aufmerksamkeit zielt auf das mystische Fünklein, die dimensionslose ewige Gegenwart unseres Selbsts und legt das Einfallstor für Gott in uns frei. Der zweite Band ihrer bisher deutsch erschienenen Werke, „Das Unglück und die Gottesliebe“, macht in einem längeren Aufsatz, den manche als ihr Meisterwerk bezeichnen, diese Funktion der Aufmerksamkeit nach der geistigen, sittlichen und religiösen Seite hin deutlich. Auf solcher Grundlage baut sie ein Gerüst weniger Grundbegriffe auf, mit denen sie unsere Welt ordnet. Simone Weil faßt unsere Existenz so illusionslos auf, wie sie ist, nicht wie wir sie uns vorstellen oder gern haben möchten. Daher kommt sie sehr rasch auf das „Unglück“ als wichtigsten Befund unseres Daseins, indem sie für Leid, Schmerz, Sinnlosigkeit absichtlich diesen neutralsten Begriff wählt. Wenn unser Denken und Trachten von Natur aus dahin zielt, „Unglück“ abzuwenden oder umzudeuten, sei es durch praktische Maßnahmen, sei es in idealistischer Überhöhung, sei es in religiösem Illusionismus, so spricht Simone Weil das Unglück gleichsam heilig, indem sie in ihm die einzige Möglichkeit auffindig macht, der Dunkelheit unseres Daseins ein transzendentes Licht abzugewinnen, ganz ähnlich, wie Luther es einmal ausdrückte, daß wir den Abgrund selber als den liebenden Vater ansprechen, im *Deus absconditus* den Vater Jesu Christi anerkennen sollen. Der Gottverlassensheitsausruf Jesu am Kreuz ist daher für Simone Weil „das Zeichen für die wahre Göttlichkeit des Christentums“. Gott selbst dokumentiert am Kreuz seine Identität mit dem menschlichen Schicksal, mit dem „Unglück“.

Von diesem mystischen Mittelpunkt her überprüft Simone Weil nun in einer immer wieder erneuerten Anspannung, bei der sie wechselweise Kopf und Charakter, Dialektik und Martyrium einsetzt, unsere geistige, soziale und politische Situation. Sie läßt sich von keinem Nihilisten und Atheisten an Radikalität in der Wirklichkeitssicht überbieten. Sie wertet deren Position jedoch, ohne sich unmittelbar auf sie einzulassen, total, um durch ihre vollendete Leidensbereitschaft, durch die Tendenz, sich alleweil in die „schreckliche Hand Gottes“ hineinfallen zu lassen. So erweist sie, daß der Hauptunterschied von Glaube und Unglaube nicht in irgendwelchen Meinungen über Gott, in Vordergrundserlebnissen der Religion oder der Verzweiflung, nicht in Bewußtseinszuständen besteht, sondern darin, ob man den Namen Gottes überhaupt noch kennt oder ihn nicht mehr kennt, nicht mehr nennt und bei der Welt allein stehenbleibt. Deshalb werden „Seelen getötet, wenn sie ins Unglück gestürzt werden, ohne auf Gott vorbereitet zu sein“, vorbereitet nämlich durch jene „implizite Gottesliebe“, die Simone Weil in der Liebe zum Nächsten, der Liebe zur Schönheit der Welt und der Liebe zu den religiösen Gebräuchen am Werke sieht. Das schwierige, im Grunde gegensätzliche Verhältnis von Glaube zu Religion, das die moderne protestantische Theologie, aber auch überkonfessionelle Geister, wie Ernst Michel, Franz Rosenzweig, Eugen Rosenstock, Martin Buber, Friedrich Gogarten, so stark beschäftigt, hat im Denken Simone Weils vielleicht seine schärfste Durchleuchtung gefunden.

Das alles sind schwierige, von Paradoxien gepflasterte Gedankengänge, die man sich nur am Werk selbst zu eigen machen kann. Nur sehr selten hat Simone Weil sich mehr stoffbestimmten oder in fragwürdigerem Sinn spekulativen Themen zugewandt, wie beispielsweise in ihrem Aufsatz über die Ilias oder in dem in unserem Heft zuerst abgedruckten Essay über „Die drei Söhne Noahs und die Geschichte der Mittelmeerkultur“. Solche Essays sind daher trotz ihrer Ideenfülle für Simone Weils Denken ungewöhnlich.

Der strenge, karge Zug dieses Denkens, seine bewußte „Farblosigkeit“ kommen in den „blühenden“ Spekulationen jener Aufsätze nicht heraus, ob beide schon sehr für die Schönheit ihrer Sprache, den Reichtum ihrer sonst nur zu gern verleugneten Phantasie sprechen. In einigen Nebenzügen ist besonders die Studie über die drei Söhne Noahs aber doch wieder sehr kennzeichnend vor allem für Simone Weils „Vorurteil“ gegen sich selbst und die eigene

Herkunft. Wenn sie sich in dieser Studie so scharf gegen die Einbeziehung des Alten Testaments in den christlichen Kanon, überhaupt gegen eine Auserwähltheit des jüdischen Volkes wendet und die Vorbereitung der christlichen Heilsgeschichte überall in der Mittelmeerwelt, nur nicht bei Israel am Werke sieht, so steckt auch hierhinter eine verborgene Selbstkreuzigung und überdies eine tragische Ironie gerade zu einer Zeit, da Israel unter der schwersten Heimsuchung seiner neueren Geschichte stand. Simone Weil muß, wie man aus solchen Selbstwidersprüchen erkennt, mit sehr viel „Witz“ und „Aufmerksamkeit“ gelesen und verstanden werden. Ihr Extremismus und ihre Paradoxien fordern ein eigenes produktives Verstehen, wenn ihre Gedanken sich nicht als gefährlich und verwirrend erweisen sollen. Das braucht freilich nicht dahin zu führen, daß man ihnen alle Schärfe, alles Provokatorische nimmt und den Fall so rasch wie möglich neutralisiert, indem man ihn als eine Wiederverkörperung marcionitischer, albigensischer oder auch reformatorisch-protestantischer Häresie klassifiziert. Ein Genie dieser seltenen Art ist immer noch mehr, immer noch etwas anderes als die Summe seiner Wahrheiten und Irrtümer. Es bleibt eine ordnende und erhellende Kraft, die auch dann fortwirkt, wenn man ihm alle seine Widersprüche und Irrtümer aufgewiesen hat. Der Pater Perrin hat von Simone Weil gesagt, daß ihre Seele von unvergleichlich höherer Art als ihr Genie gewesen sei. Das wird sicherlich zutreffen. Dennoch wird der neuhinzukommende Leser bei Simone Weil zuerst allemal durch das Phänomen des Genialen überrascht, vielleicht überwältigt werden. Man fühlt am Beispiel ihrer Schriften wieder einmal deutlich, was es mit dieser Erscheinung auf sich hat. Andererseits bewahrt uns Simone Weils Leben aber davor, jenen Geisteswert zu vergötzen, in ihm etwas Absolutes zu sehen. Simone Weil hat selbst nicht „groß“ von sich gedacht, weil sie überhaupt nicht von sich und an sich gedacht hat: „Es ist nicht meine Angelegenheit, an mich zu denken. Meine Angelegenheit ist es, an Gott zu denken. Es ist Gottes Sache, an mich zu denken.“ Auch dieses schwierige Zeitproblem, die Spannung zwischen Persönlichkeitsideal und Glaube, der Gegensatz von Genie und Gott, hat in ihr eine überlegene Lösung gefunden, welche die Wahrheitsmomente nach beiden Richtungen ausschöpft.

Der Ostpreuße Rolf Lauckner

P. F. Er war einer der feinsten und unbeirrbarsten seiner Generation, ein Ostpreuße, der nicht ohne Grund mit Alfred Brust, dem Dichter des „Singenden Fische“ und der „Verlorenen Erde“, befreundet war. Rolf Lauckner besaß nicht nur die Kraft dichterischen Gestaltens aus der Substanz: er war stark genug von der Zeit, in die ihn das Schicksal gestellt hatte, nur das zu nehmen, was ihm wirklich gemäß war, und sich im übrigen lediglich von seinem Sein bestimmen zu lassen. Um ihn standen Brecht und Bronnen, Bruckner und Leonhard Frank, Hanns Henny Jahn und Remarque, stand die ganze aufgeregte Zeitliteratur der Jahre zwischen 1918 und 1933, die heute verweht und vergangen ist: der Mann aus Königsberg in Preußen gestaltete behutsam hintergründig das Sein der Welt am Bild von Wirklichkeiten, die die seinen waren. Er nahm, wie ein Menschenalter vor ihm Frank Wedekind, das vergessene Erbe Georg Büchners wieder auf und horchte zugleich auf die Melodie der Dichtung des gefallenen Reinhard Johannes Sorge, der den „Bettler“ schrieb; er begnügte sich nicht mit Literatur, sondern stieg vorsichtig, fast unmerklich in die Bezirke hinab, in denen das Reich des Dichterischen beginnt.

Es spricht für den Spürsinn Max Reinhardts, daß er als erster dem Dichter Rolf Lauckner, der durch die zweite Ehe seiner Mutter ein Stiefsohn Hermann Sudermanns geworden war,

zum Durchbruch verhalf. Reinhardt spielte 1918 im Deutschen Theater in großer Besetzung den „Sturz des Apostels Paulus“ und setzte damit den Dramatiker Lauckner durch: er und Helene Thimig blieben dem Dichter und seiner Gattin Elfriede, die unter dem männlichen Pseudonym Erich Thum eine der wesentlichsten und interessantesten Gestalten selbständiger weiblicher Malerei war, bis zum Ende befreundet, wenn auch die späteren Dichtungen Lauckners an anderen Berliner Bühnen das Licht der Welt erblickten. Kayßler spielte die „Predigt in Litauen“, Victor Barnowsky brachte „Christa, die Tante“, die Tragödie des alternden Mädchens, mit Ilka Grüning zu einem lange währenden Erfolg; der Dramatiker Rolf Lauckner aber ging seine Wege abseits jeder Zeithaltung, gab weder Zeittheater noch verspäteten Expressionismus – und wurde darum langsam mehr und mehr zur Seite gedrängt. Die zwanziger Jahre liefen auf der Szene immer noch nach links, als die Wirklichkeit längst sehr anders orientiert war; Lauckner sah weder rechts noch links, sondern geradeaus – und blieb allein. Die Kritik hielt sich an das billige Schlagwort vom Stiefsohn Sudermanns und bereitete ihm damit langsam ein ähnliches Schicksal wie einst dem alternden Dichter des „Johannisfeuers“; sie drängte ihn und sein Werk von der Bühne auf andere Wege. Einmal noch kam Lauckner in Berlin zu Wort, mit dem wunderbaren Lustspiel „Der Hakim weiß es“, in dem der schon todkranke Christian Kayßler sich seinen letzten großen Erfolg errang: eine der graziösesten ostpreußischen Dichtungen aus der Landschaft um das Frische Häff und eine tiefsinnig wissende Durchleuchtung des ewigen Ringens zwischen der männlichen und der weiblichen Welt zog da wieder und wieder vorüber – und ward vergessen, wie Lauckners ganzes frühes Werk.

Er hat sich dadurch nicht beirren, nicht zu Klage und Verbitterung verführen lassen. Er war ein Mann und ging seinen Weg weiter, schrieb für den Geheimrat Bruckmann in München bezaubernde Drehbücher um den großen König und um den jungen Wilhelm den Ersten und seine Liebe zu Eliza von Radziwill; er blieb, der er war, ein stiller aufrechter Mann des Ostens, den nichts beirren konnte, weil alles, was er gab, nur aus seinem eigensten Wesen wuchs. Er hatte einst in jungen Jahren als Lyriker begonnen: im Grunde war er ein Lyriker geblieben, das heißt ein Mensch, der nur seine Substanz zum Sprechen bringen konnte, weil das Leben, das er suchte, immer von dieser Substanz getragen wurde. Er war ein Genie der Freundschaft ohne Lärm; wer das Glück hatte, einmal in sein Leben aufgenommen zu werden, blieb darin, durch all die wunderlichen Phasen dieses Daseins in Berlin, Dresden und Stuttgart, wo er jahrelang für Gustav Kilpper die alte treffliche Zeitschrift „Über Land und Meer“ redigierte, in Tschetschnow südlich Frankfurt an der Oder, wo Erich Thum für die beiden ein reizendes stilles Landhaus geschaffen hatte – in Blankensee, dessen altes Thümenschloß er nach dem Tode Sudermanns für die kommenden Generationen junger deutscher Dichtung vergeblich zu erhalten suchte, und zuletzt im Grunewald, in der Ruine des stiefväterlichen Hauses in der Bettinastraße. Dort ging ihm vor zwei Jahren Erich Thum im Tode voran; er selbst ist fern von der ostpreußischen Heimat und fern von Berlin, das seine zweite Heimat geworden war, vor der Zeit gestorben, der letzte der ostpreußischen Dichter aus der Generation, zu der Ernst Wiechert, Alfred Brust, William von Simpson gehörten, deren Arbeit nun die Jüngeren um Otfried Graf Finckenstein, Willy Kramp und der kommende Nachwuchs weitertragen müssen.

Aus französischen Zeitschriften

nn. Eine neue deutsche Zeitschrift, die es unternimmt, zum erstenmal über die geistige Neugruppierung der französischen Zeitschriften nach 1945 zu berichten, muß auch heute noch das Wiederaufleben der „Nouvelle Revue Française“ als eines der wichtigsten Ereignisse verzeichnen, obwohl es bereits eineinhalb Jahre zurückliegt. „La Nouvelle Nouvelle Revue Française“, wie sie sich nunmehr nennt, hat ihr altes Format, das vertraute Außenbild und die Anordnung der Materien im Innern beibehalten – dennoch kann und will sie nicht einfach „dieselbe“ wie früher sein. Die große Zeit ihres Beginns (1913) ist vorüber; damals begründete sie den Ruhm von Proust, Claudel, Gide und Valéry und brachte – nach kurzer Kriegsunterbrechung – später auch Malraux und die Surrealisten zur Geltung. Ihre Leiter waren Jean Paulhan (geb. 1884) und der früh (1925) gestorbene, von der Unruhe eines Suchenden getriebene Jacques Rivière, der Proust so meisterhaft interpretierte. Jean Paulhan, der Professor für orientalische Sprachen und Verfasser eines schönen Buches über Braque, steht auch heute wieder an der Spitze der Revue und stellt in seiner Person bereits ein Stück ihrer Geschichte und Tradition dar; er hat Marcel Arland (1899) als zweiten Chefredakteur zur Seite, einen Mann beweglichen und scharfen Geistes, der mit dem „Prix Goncourt“ ausgezeichnet wurde (Bücher: „Antarès“; „La Consolation du Voyageur“; „La Prose Française“). Der ersten Nummer im Januar 1953 haben die beiden Herausgeber einige prinzipielle Auslassungen mitgegeben. Darin heißt es u. a.: „... Wir nehmen uns vor, gegen die Mode, gegen die geistigen Spielereien, gegen die lächerlichen Verlockungen der Preise, des Erfolges, auch gegen Radio und Kino, das reine Klima (*le pure climat*) zu schaffen und aufrechtzu-erhalten, das die Bildung authentischer Werke ermöglicht ... Unsere Revue hat nicht die Absicht, Formeln zu wiederholen und Erfolge auszunutzen. Sie steht den jungen und jüngsten Kräften weit offen – von dem Augenblick an, da sie Redlichkeit (*probité*) der Kunst und des Gedankens bezeugen und die gemeinsame Bemühung um die Qualität in die Vielfalt ihrer Charaktere übersetzen.“ Während mit solchen Sätzen die „neue“ Revue kommentiert wird, wird ihr „Revue“-Charakter noch ausdrücklich durch den Hinweis auf ihre Überparteilichkeit und geistige Unabhängigkeit hervorgehoben, die es erlauben, die verschiedensten Geschmäcker und Meinungen zu Wort kommen zu lassen. „Französisch“ aber sei die neue NRF ebenso durch ihre Bemühung um Universalität wie durch das Wissen „*quel est le génie de notre peuple*“: ein stolzer, zivilisationsbewußter (und im Grunde unübersetzbarer) Satz, wie er so wohl nur an der Seine formuliert werden kann.

Es ist nun, selbst nach eineinhalb Jahren, für den Beobachter von draußen noch nicht allzu leicht, zu beurteilen, in welchem Umfange die NRF die selbstgestellten Aufgaben, an ihren eigenen Maßstäben gemessen, bisher erfüllt hat. Es taucht zunächst immer noch eine ganze Reihe bekannter Namen auf: Giono zum Beispiel, von dem durch viele Hefte hindurch ein fortlaufender Roman („Angelo“) gebracht wurde, oder Saint-Exupéry (mit Tagebuchnotizen und Briefen) oder – gleichsam als „Säule“ des Hauses – der greise Claudel, der sich von einem jungen Schriftsteller Jean Amrouche durch mehrere Fortsetzungen hindurch „eckermannisch“ über sein Leben und Werk befragen läßt. Es gibt keine Überraschungen bei diesem in der Aura der Verehrung geführten Gespräch (eher vielleicht einige Indiskretionen). Jedoch: die Zeitschrift hat das Verdienst, den rhythmisch-hymnischen Saint-John Perse für Frankreich herausgestellt zu haben; in neuester Zeit hat man sich für den jungen Lyriker Jean Grosjean eingesetzt (der von anderen Zeitschriften „verkannt“ wurde). Man schaut kritisch, sehr kritisch um sich, konstatiert mit Gelassenheit und Respekt die Gegnerschaft von François Mauriac, der vor allem den Tod von Gide zum Anlaß genommen habe, von der Zeitschrift „La Table Ronde“ her den alten Freundeskreis des Dichters

„unter dem Tisch mit den Füßen zu stoßen“ (ein von Mauriac gebrauchter Ausdruck!). So scheint es denn angebracht, noch eine Weile aufmerksam zuzuschauen und dann erst zu berichten, auf welche Weise der Geist (le génie!) Frankreichs in neuen „authentischen“ Kräften gerade hier sichtbar wird. Es ist aber nicht uninteressant festzustellen, wie die neue NRF in Paris selber kritisch betrachtet wird; in den „Preuves“ (Beweise), März 1954, ist zum Beispiel davon die Rede, daß das Ignorieren des Surrealismus und alles dessen, „was rechts und links von der NRF“ steht, ihre Grenzen beweise; „es ist leicht möglich, daß die aus einer vereinigten Anstrengung hervorgegangene Kühnheit (l'audace concertée) nun, da die erste und zweite Generation vorüber ist, in eine sterile Kühnheit, schließlich in Konformismus übergehen kann.“ (Was das angebliche Ignorieren des Surrealismus anlangt: uns scheint, daß die NRF ihre Überparteilichkeit beweist, indem sie z. B. dem Kommunisten Paul Eluard als Dichter vollauf gerecht wird.)

Wie aber steht es mit dem „Konformismus“? Es liegt eigentlich eine gewisse Pikanterie darin, daß gerade die „Preuves“ diesen Warnungsruf ausstoßen. Denn diese 1950 unter den Auspizien des „Kongresses für Freiheit der Kultur“ gegründete Zeitschrift ist eine französische Version des „Monat“, wie Stephen Spender's „Encounter“ die britische ist. Auch dort fanden wir ja den „Konformismus“ als Gefahr signalisiert, und man könnte versucht sein, zu fragen, ob nicht diese im „Monat“, in „Encounter“, in „Preuves“ ausgesprochen oder unausgesprochen vorhandene Angst vor dem Konformismus eben eine Erscheinungsart des – Konformismus sei? Denn nicht nur ähneln sich diese Zeitschriften äußerlich, sie verfügen auch über eine Anzahl gemeinsamer Mitarbeiter, was ihrem Universalismus sicherlich zugute kommt, dagegen manches Spezifische in den Hintergrund treten läßt. Immerhin: unbestritten ein französisches Spezifikum hat die April-Nummer von „Preuves“ aufzuweisen, denn es ist auf jeden Fall bemerkenswert, daß eine Zeitschrift, die nicht in den Verdacht geraten kann, eine katholische, geschweige denn eine theologische Zeitschrift zu sein, einen langen Artikel über den Abbé Pierre aus der Feder des bekannten katholischen Publizisten Thierry Maulnier bringt. Der Verfasser würdigt die einzigartige Persönlichkeit dieses Priesters und seiner spontanen Hilfsaktion für die Pariser Unbehausten, auf die die französische Öffentlichkeit bis hin zu den Behörden mit nicht minder großer Spontaneität geantwortet hat. Er würdigt dann aber ebenso, wenn nicht noch betonter, die im französischen Volke schlummernden psychologischen Bedingungen, die dem Abbé Pierre auf glücklichste Weise entgegengekommen seien. Da heißt es z. B.: „Der durchschnittliche Franzose ist traditionellerweise mit Voltairescher Ironie und mit Mißtrauen – wenn nicht Feindschaft – gegen die Macht der organisierten Kirche ausgerüstet, aber er hat gern Sympathien für den einfachen Priester, vor allem wenn in seinem Verhalten ein ‚Parfum‘ von ‚Non-Konformismus‘ erkennbar ist (1).“ Nach allzu vielen Enttäuschungen durch politische Programme glaube man heute in Frankreich nicht mehr an Doktrinen, sondern nur noch an Verwirklichungen (réalisations), und sonderlich die Jugend antworte mit Hamlet „Worte, Worte, Worte!“. „Abbé Pierre hat nicht nur mit seinen einsamen Kräften die öffentliche Meinung in Bewegung gebracht und in die Räder des Staates entscheidend eingegriffen, um eines unserer ernstesten sozialen Probleme zu lösen – er hat geholfen, die Augen der Franzosen dafür zu öffnen, welche Zukunft sie sich selbst erobern können. Nicht für einige wenige, sondern für alle.“

Der für ganz Frankreich – ob katholisch, ob nicht-katholisch – bewegende Themenkomplex: „Arbeiterpriester“ hat natürlich seinen Niederschlag im „Esprit“, der führenden Zeitschrift der katholischen Laien, gefunden (begründet von dem vor wenigen Jahren verstorbenen Emmanuel Mounier, jetzt geleitet von Albert Béguin). Béguin selber hat unter dem Titel „Les Prêtres-ouvriers et l'Espérance des Pauvres“ – „Die Arbeiterpriester und die Hoffnung der Armen“ – eine Betrachtung über dieses Ereignis geschrieben, das niemand,

der sich aus authentischer französischer Quelle darüber informieren lassen will, zu lesen versäumen sollte. Mit dem Ernst des gläubigen Laien, der die Anordnungen der Kirche respektiert, aber das Leiden der in ihrer Mission behinderten Arbeiterpriester brüderlich teilt, und sich von seinem Gewissen zu einer Reihe alarmierender Fragen getrieben fühlt, geht Béguin den inneren Zusammenhängen zwischen der Aktion gegen die Arbeiterpriester und gegen die theologisch führenden französischen Dominikaner (Congar und Féret – Herausgeber von „La Vie intellectuelle“ und „La Vie spirituelle“ in den „Editions du Cerf“ – und Chenu nach. Er wagt den Satz, daß jene Anordnungen aus „tiefstem Mißverstehen der historischen Situation, vor allem der konkreten Situation Frankreichs“, erfolgt seien, und sieht überhaupt in dem ganzen augenblicklichen Dilemma, das so viele Gläubige auf das ernsteste beunruhigt, ein Krisenzeichen in dem Verhältnis von Kirche und Welt. Dieser Aufsatz wird noch von einem lediglich mit Anfangsbuchstaben signierten kleineren Beitrag „Unsere dominikanischen Brüder“ im Anhang der Zeitschrift ergänzt.

Frage man, was neben diesem gänzlich unliterarischen Thema an literarischen Dingen innerhalb der französischen Zeitschriftenpresse bemerkenswert sei, so muß die offensichtliche Proust-Renaissance erwähnt werden, die sich im März-Heft von „Critique“ gespiegelt findet (zu dem Herausgeber-Komitee gehört neben Louis de Broglie, Etienne Gilson, Jean Wahl auch Marcel Arland). Diese Renaissance des vor 31 Jahren gestorbenen Dichters der „Recherche du Temps perdu“ und des „Swann“ knüpft an die erst jetzt veranstaltete Ausgabe einer in Fragmenten hinterlassenen Erzählung „Jean Santeuil“ an sowie an den Briefwechsel Prousts mit seiner Mutter aus den Jahren 1887–1905; beides gibt Gelegenheit, sich die geistigen Dimensionen Prousts erneut vor Augen zu führen.

Für uns Deutsche ist dann noch von besonderem Interesse die Aufmerksamkeit, die der seit 1890 bestehende, in seiner „Solidität“ unbestrittene „Mercure de France“ (Leiter: S. de Sacy) der deutschen Lyrik widmet. Der französische Schweizer J.-F. Angelloz, ein Literaturkenner von Rang, beschäftigt sich in einem Beitrag zur April-Nummer: „Poésie pas morte“ (nicht ausgestorbene Dichtung) mit der Anthologie „Ergriffenes Dasein“, die Hans Egon Holthusen und Friedhelm Kemp („zwei Leute von Geschmack und Talent“) bei Langewiesche-Brandt herausgegeben haben, wobei Angelloz nicht übersieht, daß dort seinerzeit auch „Die Ernte“ Will Vespers erschien. Auswahl und Bewertung erscheinen dem französischen Kritiker einleuchtend, bis auf die Verkennung der Expressionisten, die von den Herausgebern „eingerahmt“, besser vielleicht „eingeklammert“ (encadré) worden seien, gleichsam um sie „zu isolieren“. Doch läge seiner Meinung nach bei Trakl, Heym, Brecht, Benn und schließlich auch bei Werfel immer noch die größte Explosivkraft, so daß man fest auf ihre „Auferstehung“ hoffen dürfe. Auch der Gedicht-Auswahl des Limes-Verlages „Geliebte Verse“ gilt sein interessierter Blick, und daß Gottfried Benn dabei an erster Stelle erscheint, wird mit zunehmendem Verständnis für diesen Dichter auch in Frankreich beantwortet. Der „Mercure de France“ kündigt für eine seiner nächsten Nummern einen besonderen Aufsatz über ihn an.

SCHWARZES BRETT

Gerhart Hauptmanns „Winckelmann“ und das Problem seiner Bearbeitung

Ein Fragment kann man entweder als Fragment herausgeben oder, sofern man dies für erforderlich hält, es beenden lassen, und dafür gibt es viele Beispiele in der Literatur, auch ein berühmtes in der Musikgeschichte: die von Franco Alfano beendete „Turandot“ Puccinis. Es ist mir nicht bekannt, daß in der Geschichte der Literatur ein Werk, das ein Dichter in einer oder mehreren Fassungen als unfertige Komposition, nur in Teilen ausgeführt, hinterließ, von einem andern beendet wurde. Wenn Frau Margarete Hauptmann den Entschluß faßte, den „Winckelmann“-Torso in seiner zweiten Fassung – die erste wurde erst später entdeckt – mir vorzulegen und mich zu fragen, ob ich ihn bearbeiten und vollenden wollte, so mußten schon Überlegungen besonderer Art sie dazu bestimmt haben. Denn fraglos war sie, wie auch Dr. Benvenuto Hauptmann, mit dem ich während der Arbeit in dauernder Verbindung blieb, sich über zwei entscheidende Punkte klargeworden: einmal, daß hier ein Experiment gewagt wurde, das mißglücken konnte, und dann, daß die Winckelmann-Fragmente in der vorliegenden Form nicht druckreif waren. In den Worten „nicht druckreif“ liegt weder etwas Abschätziges noch ist es so aufzufassen, daß dem Dichter sein Projekt mißglückt wäre und man es hätte verbessern müssen. Es soll lediglich heißen, daß die Diktate mit ihrer Fülle von Notizen und biographischen Einschüben in das projektierte Romanwerk einen vorläufigen Charakter trugen und Hauptmann die Frucht seiner Arbeit als einen Versuch angesehen hat, dessen endgültige Durchführung dann durch andere Pläne verdrängt worden war. Wenn Joseph Gregor berichtet (Gregor: Gerhart Haupt-

mann, Wien, 1952, S. 663), der Dichter habe am 14. August 1944 das Werk als „abgeschlossen“ erklärt, so kann das nur heißen, daß er selber mit diesem Projekt abgeschlossen hatte und es nicht wieder aufzunehmen wünschte. Bestätigt wurde diese Auffassung von Dr. Benvenuto Hauptmann, der mir sagte, daß seinen Vater das Rätsel der Triester Tragödie schon während der Arbeit an diesem Teil zu langweilen begann. Tatsächlich enthält nur die erste Fassung, die zu Beginn des Jahres 1939 diktiert wurde, eine ausführliche Darstellung der Vorgänge in Triest, die zweite bringt eigentlich zum größten Teil Notizen, Überlegungen und nur wenig textlich ausgeführte Stellen, die er nachträglich mit handschriftlichen Vermerken und Fragen versehen hat. Ich mußte mich daher vorzugsweise an die erste Fassung halten, die bis zum Schlusse mit nur wenigen Lücken eine Darstellung der Ereignisse gibt, wie der Dichter sie sah, ohne schon eine endgültige Klarheit über die Zusammenhänge gefunden zu haben.

Joseph Gregors Analyse der zweiten „Winckelmann“-Fassung (die erste ist ihm bei der Niederschrift seines Werks noch unbekannt gewesen), halte ich für ein Meisterstück literarischer Betrachtung. Er übersieht aber, daß dieses Fragment, schon aus Stilgründen, in der Originalform nicht gedruckt werden konnte. Die erste Fassung, obwohl für den Bearbeiter unschätzbar, ist mit Ausnahme der Triester Kapitel reines Konzept. „Die aus der Betrachtung des Autors steigenden Stellen“ (Gregor) sind nicht fest in das Werk eingefügte Partien, es sind Meditationen des Dichters über die Gestalt und das Leben des großen Archäologen; Hauptmann würde sie nie in das fertige Werk aufgenommen haben. Das

„Spannungsmoment“ mag, wie Gregor meint, „ganz und gar überflüssig“ sein, in dessen hat Hauptmann selbst es nicht gefügt, es setzt schon im ersten Kapitel beider Fassungen ein, es wächst in den Triester Kapiteln der Urfassung zu dramatischer Wucht auf, vor allem aber: es ist in der kompositorischen Anlage des Werks enthalten. Hauptmann schildert ja nicht Winckelmanns Leben, er zeigt ihn auf dem Höhepunkt seines Weltruhms als einen, der sich von Mächten verfolgt fühlt, die er selber gerufen hat. Welche Spannung liegt allein in dem Motiv der Angst, das von Anfang bis zum Schlusse das ganze Werk durchzieht!

Hauptmann hat also einen biographischen Roman schreiben oder, genauer, zunächst ein künstlerisches Porträt Winckelmanns zeichnen wollen, doch der Dichter in ihm ließ das Werk unter seinen Händen in den Rahmen eines überzeitlichen Weltbildes wachsen, in dessen Mitte die Tragödie des einsamen Menschen stand, den sein Wirken in einen prometheischen Konflikt getrieben hatte. Meine Aufgabe mußte ich darin sehen, auf Grund der fragmentarischen Hinterlassenschaft den Roman zu rekonstruieren, welchen der Dichter etwa vor Augen gehabt hatte, als er die beiden Fassungen diktierete. Das Problem war im idealen Sinne unlösbar, darüber bin ich mir von Anfang an klargewesen. Denn wie eng ich mich immer an den Text halten und wie sehr ich bestrebt sein mochte, nur die in den Fragmenten vorhandenen Ideen auszuführen, ich mußte wohl oder übel Lücken

schließen und Kapitel ausführen, von denen Hauptmann oft nicht mehr als einen Abschnitt oder wenige Zeilen diktirt hatte. Dem ganzen Komplex gegenüber gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder die Fragmente, so wie sie vorlagen, für künftige Philologen im Archiv aufzubewahren, oder aus ihnen ein in sich geschlossenes Werk herauszuarbeiten. Im ersten Falle würde eine der tiefstinnigsten Schöpfungen des großen Dichters, wenn auch nur als Entwurf, dem Leser unbekannt geblieben sein. Ich entschloß mich, gefördert und ermuntert von des Dichters Witwe und ihrem Sohne, an den Versuch der Nachschöpfung zu gehen, um auf diesem Wege den wunderbaren Torso für die Öffentlichkeit zu retten. Ich selber halte das so entstandene Werk keineswegs für vollkommen. Dieses Ziel war schon deshalb unerreichbar, weil ich mich außerstande sah, den eigenen Stil bis zur Selbstaufgabe dem Gerhart Hauptmanns anzugleichen. Auch wenn mir eine solche Verwandlungskunst geglückt wäre, hätte sie unvermeidlich zu einem Substanzverlust geführt, denn ich würde mit ihr auf die Möglichkeit verzichtet haben, für die Ideen des Dichters den ihnen gemäßen Ausdruck zu finden. Je tiefer ich in Hauptmanns Vorstellungswelt eindrang, um so weniger konnte ich meine geistige Existenz auflösen. So ist denn in „Winckelmann“ ein wunderliches Amalgam entstanden, von dem ich gleichwohl hoffe, daß es den Zerreißproben der kritischen Prüfung standhalten wird.

Frank Thieß

Notizen

Der Aufsatz Simone Weils stammt aus dem Jahre 1942 und gehört in die Hinterlassenschaft, die 1950 von dem Pater J.-M. Perrin in dem Bande „Attente de Dieu“ veröffentlicht wurde. In der deutschen Ausgabe dieses Bandes (unter dem Titel „Das Unglück und die Gottesliebe“ bei Kösel, München, erschienen) ist er fortgelassen und wird auch in der Kösel'schen Gesamtausgabe fehlen. Wir glauben aber, daß man die Studie trotz der Gefahr einer oberflächlichen Mißdeutung ihrer Thesen dem deutschen Leser nicht vorenthalten soll. Die Übersetzung hat Friedhelm Kemp besorgt, der das Gesamt-

werk Simone Weils im Deutschen betreut. Otto v. Taube vollendet am 21. Juni sein 75. Lebensjahr. Die Erzählung „Totemistische Begegnung“, die wir auch im Hinblick auf diesen festlichen Anlaß veröffentlichten, hätte, wie er selbst sagt, am besten in sein Büchlein „Dr. Alltags phantastische Aufzeichnungen“ hineingepaßt, ist jedoch erst später entstanden.

Julius Overhoff, der Dichter der „Europäischen Inschriften“ und der „Familie aus Megara“ gibt in seiner Reisestudie einen Nachtrag oder besser eine Einleitung zu seinem kürzlich bei Suhrkamp erschienenen Lateinamerikabuch.

GERHART HAUPTMANN

Das Abenteuer meiner Jugend

710 Seiten. Ganzleinen 16.— DM

Seit Goethes „Dichtung und Wahrheit“ weiß man, welche Umsetzung persönlichen Lebens jede dichterische Aussage ist. Es bedarf nicht des Hinweises etwa auf Carossa oder Jünger, um die ewig selbstbiographische Substanz des Kunstwerkes zu erkennen. Auch dort, wo scheinbar die Beziehungslosigkeit des Stoffes zum Autor vorwiegt, sind die verborgenen Bezüge oft stärker, als man ahnt. Das wird besonders begreiflich, wenn man Gerhart Hauptmanns Jugenderinnerungen liest. Hier erschüttert nicht nur das Zeitbild, das Herüberleuchten einer offenbar glücklicheren, strahlenderen Zeit, sondern vor allem die Wurzeln der dichterischen Existenz Hauptmanns, die der Alternde in Rückschau auf die großen Stunden seiner Jugend bloßlegt.

Wiesbadener Kurier

Buch der Leidenschaft

Roman. 27.—33. Tsd. 424 Seiten. Ganzleinen 14.— DM

Die erschütternden Bekenntnisse eines Menschen und Künstlers, der unter der Macht seiner Leidenschaften, Gefühle und Stimmungen beinahe zugrunde geht. Hinter den realistischen Aufzeichnungen, die ein französischer Emigrant während eines vollen Jahrzehntes seinem Tagebuch anvertraut, verbergen sich, in Dichtung und Wahrheit neu gestaltet, eigene innere Auseinandersetzungen und Erlebnisse des Dichters. Wir können das Buch gleichsam als Fortsetzung seines Buches „Abenteuer meiner Jugend“ literaturgeschichtlich einreihen und als Teil eines bedeutenden Gesamtwerkes dankbar entgegennehmen.

Neue Zürcher Nachrichten

Das Meerwunder

Eine unwahrscheinliche Geschichte. Das Kleine Buch Nr. 50. 11.—15. Tsd. 92 Seiten. Mit Zeichnungen von Gerhard Ulrich. Gebunden 2.20 DM

Auf einer absonderlichen Klubsitzung der „Lichtstümpfe“ legt der uralte Kapitän Mausehund seine Lebensbeichte ab, vor sich das Museumsstück der Galionsfigur seiner in der Südsee untergegangenen Bark „Seekatze“. Was es mit diesem Schnitzwerk eines Meerweibes für eine Bewandnis hat, spielt im Zwischenreich der Allnatur. Der Held der Geschichte erlebt bei aller überirdischen Süße der Liebe das Grauen der gnadenlosen Welt des ewigen Reiches des Pan und sieht ihr mit Entsetzen in die starren Augen.

In Kürze erscheint das von Frank Thieß bearbeitete und vollendete Fragment „Winckelmann“

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

BERNT VON HEISELER

AHNUNG UND AUSSAGE

Essays. Neue erweiterte Ausgabe. 4.-5. Tsd. 360 Seiten. Ganzleinen 12.— DM

In einem schönen Essay über Stifters „Witiko“ spricht Bernt von Heiseler über die Sehnsucht früherer Zeiten, die sich ihre Abenteuer suchen mußten, Abenteuer der Seele und des erobernden Geistes, Abenteuer der Liebe oder der Nerven. Und er fährt dann fort: „Wir sind von Abenteuern umwunden wie Laokoon von den Schlangen, was hätten wir noch anders zu suchen als die Heimkehr zu den Ordnungen.“ Und es erweist sich, daß das ein sehr fruchtbarer Aspekt ist, vor allem auch da, wo Heiseler sich mit seinen „Vorbildern“ auseinandersetzt. Man sollte getrost einmal Heiselers Essay über Hebel von da aus beobachten, und man wird überrascht sein, wie hier aus der „Heimkehr zu den Ordnungen“ auf einmal ein ganz eigenartiger, ja nahezu abwegiger Gesichtspunkt herauspringt. Damit aber wird sichtbar, wie offen Heiseler sich der Begegnung hält, denn die Ordnungen sind für ihn kein starres Menschenwerk, sondern von Gott her angeboten zur Rettung.

Bernt von Heiselers Essays haben über die einzelnen Einsichten, Deutungen und Fragestellungen hinaus einen fortwirkenden Wert vor allem in ihrem ganz ungebrochenen Zutrauen zur künstlerischen Form als zu einem tiefen Geheimnis der Schöpfung, das mit ästhetischen Maßen nicht zu enthüllen ist. Wenn Heiseler von Rudolf Alexander Schröders Bekehrung sagt, er sei fest davon überzeugt, „daß es bei Schröder zuallererst die Schönheiten alter geistlicher Lieder waren, an denen er sich ‚verhört‘ hat...“, dann spürt man hier die Versöhnung zwischen evangelischem Christentum und der Welt der schönen Form, der zu mißtrauen eine langgewohnte Übung unter Protestanten war. Unausgesprochen durchzieht diese Versöhnung alle Essays, die deshalb der Dichtung Türen öffnen werden, die ihr bislang verriegelt blieben.

Aus einer längeren Würdigung in „Neues Abendland“

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G